



WERK und WIR

7
1959



WERK *und* WIR



Titelbild: In 890 Meter Teufe, auf der Sohle des Hansenschachts der Altenessener Bergwerks-AG, wurde dieses Bild während der letzten Abteufschicht aufgenommen. Zum letztenmal lockern die Schachthauer das Gestein, bevor es der Greifer in den Kübel schüttet.



Rückseite: Die Schiffswerft Mainz-Gustavsburg hat ein neues Motorgüterschiff der Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH übergeben. Da Schiffe mit Motorantrieb bei der Hoesch Reederei stets den Namen eines Rhein-Nebenflusses erhalten, wurde das neue Schiff auf den Namen „Lahn“ getauft.

Inhalt

- 211 Am 8. April im Hansenschacht
- 214 Mit dem Lastrohrfloß auf dem Rhein
- 217 Die Betriebsratsvorsitzenden der Hoesch Werke
- 221 Otto Volkmann gestorben
- 222 Gute Fahrt für „MS Lahn“
- 226 Hoesch auf der Posener Messe...
- 227 ...und in New York
- 228 Passiert – notiert – fotografiert
- 229 Johann Szczepanski im Aufsichtsrat der
Hoesch AG
- 230 25 Jahre im gleichen Takt
- 232 Will Quadflieg dankte den Hoesch-Belegschaften
- 233 Über den Sinn der Ruhrfestspiele
- 238 Umstrittene Schönheit ■
- 245 Die Handschrift des Künstlers ■
- 250 Jubilare
- 251 Fotowettbewerb

WERK *und* WIR

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter und Freunde der Hoesch Aktiengesellschaft.
Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft
Dortmund. Verantwortlich: Dr. jur. Harald Koch. Schriftleitung: Johannes Hoischen

und Erhard Jahn. Anschrift der Schriftleitung: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon: 8941. Fernschreiber: 0822294, 0822123. Druck: M. DuMont Schauberg, Köln. Wörtlicher Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet, ausgenommen die im Inhaltsverzeichnis mit ■ gezeichneten Berichte. WERK UND WIR erscheint monatlich und wird kostenlos an alle Belegschaftsmitglieder abgegeben. Bildnachweis: Titelbild und zwei Farbinnenseiten: Erich Kreuzner, Dortmund. Rückseite und zwei Farbinnenseiten: Manfred Kampmann, Dortmund. Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Hering, Kampmann, Korte, Kreuzner, Richter, Schröder, Steffen, alle Dortmund; Arbert, Düsseldorf; Chargesheimer; Grempel, Gelsenkirchen; Werk- und Privatfotos. Graphische Gestaltung: Harry Esser und Karl-Georg Schmidt, Dortmund.

Am 8. April im Hansenschacht

8. April 1959

Letzte Abteuf-Schicht im
Hansenschacht

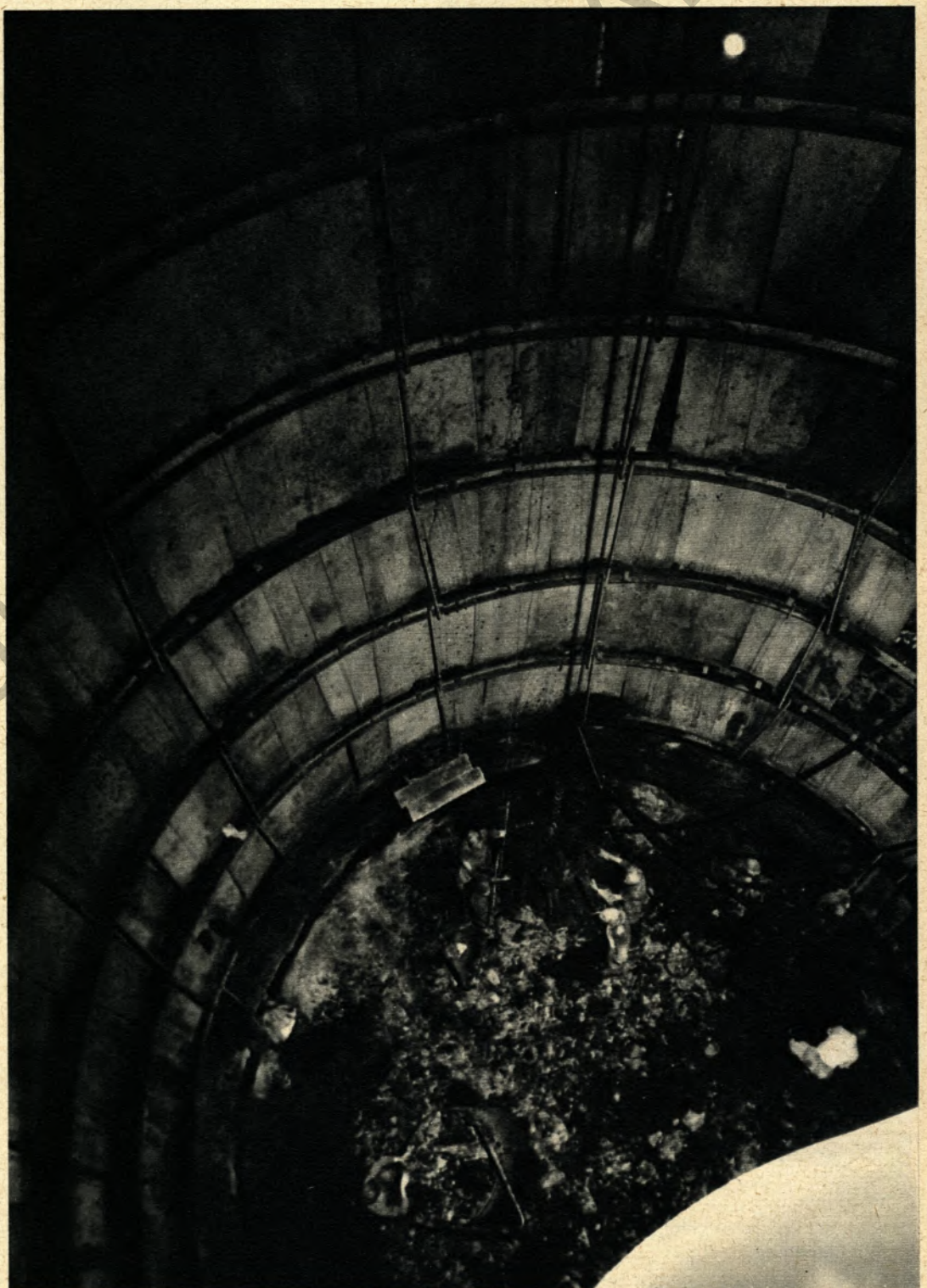
890 Meter gleitet der mannshohe Kübel durch die Schachtröhre hinab. Bei 840 Meter passiert er die Greiferbühne, von der aus der mächtige Greifer auf der Sohle gesteuert wird. Sekunden später setzt er mit einem kleinen Ruck auf der tiefsten Stelle des Hansenschachtes auf. Die stählernen Krallen des Greifers ziehen sich zusammen, und dann poltert zum letztenmal das Geröll in den Kübel. Die Schachthauer häufen die restlichen Berge zusammen, und wenig später ist die Arbeit eines langen Jahres geschafft. Schon ruckt es im Seil, der Kübel richtet sich auf und schwebt dicht über der Sohle, während ihn drei Schachthauer geradehalten, damit er ohne zu pendeln nach über Tage gezogen werden kann.

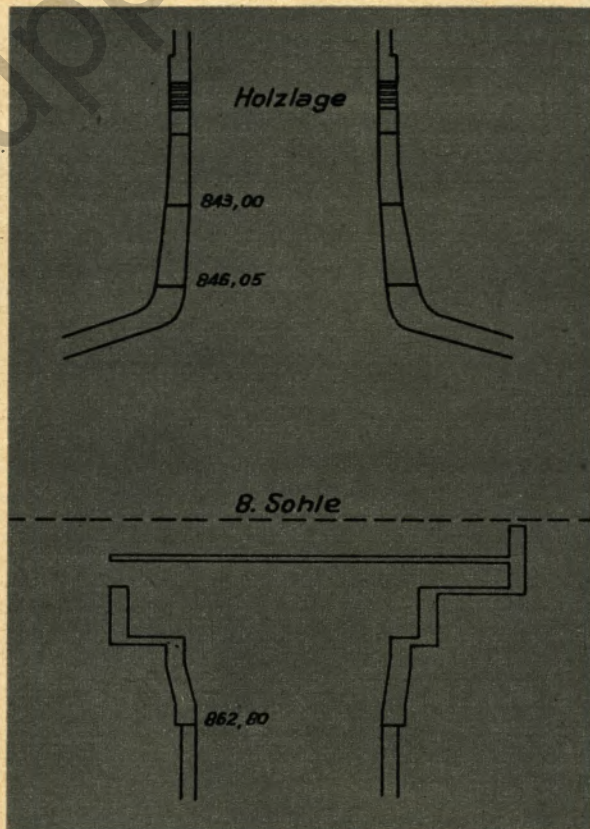
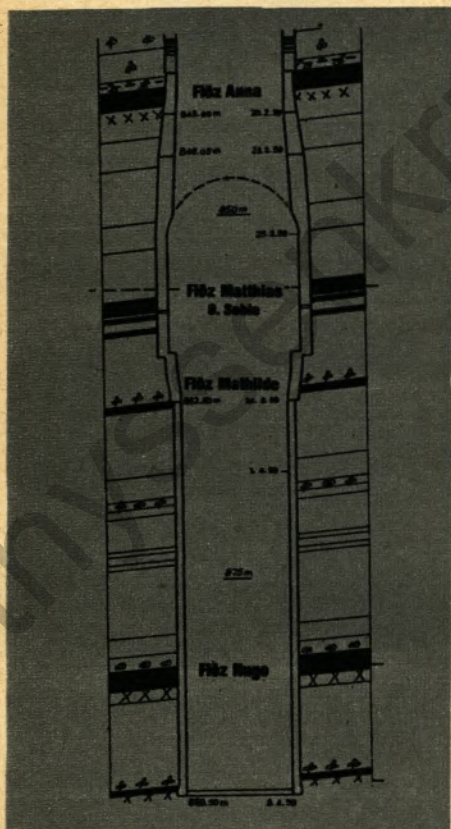
Während der Kübel langsam nach oben verschwindet, folgen ihm die Augen der Schachthauer. Drei Meter hoch umgibt sie das gewachsene Gebirge. Darüber liegt der vorläufige Ausbau aus Eisenringen und Verzugblechen. Er schützt vor dem losen Gestein und wird bald durch die Ausmauerung ersetzt, die weiter oben sichtbar ist.

Die Augen der Männer hängen an den beiden Füllorten, die 36 Meter über ihnen in den Schacht münden. Von hier wird mit einer Großraumwagen-Förderung nach der endgültigen Fertigstellung des Schachtes die Kohle gefördert werden . . .

Mancher unter den Schachthauern denkt in diesem Augenblick an den Tag, an dem sie den

► Blick von der Greiferbühne hinab auf die Sohle des Hansenschachtes in 890 Meter Teufe. Deutlich ist der vorläufige Ausbau aus Eisenringen und Verzugblechen zu erkennen, der später durch die Ausmauerung ersetzt wird. Rechts, wo die Bleche fehlen, wird die Pumpenkammer eingerichtet





▲ Bevor der Kübel zu Tage geführt wird, muß er gerade ausgerichtet werden. Unser Bild hat einen denkwürdigen Augenblick festgehalten: der letzte Kübel geht nach über Tage!

1 Unser Querschnitt zeigt die letzten fünfzig Meter des Schachtes. Die Flöze sind schwarz eingezeichnet. Dort, wo die beiden Querschnitte auf der 8. Sohle auf den Schacht treffen, ist die Erweiterung der Schachtröhre sichtbar

2 Diese Zeichnung zeigt noch einmal genauer, wie die beiden Füllörter auf der 8. Sohle in den Schacht münden

3 Es war die letzte Abteuf-Schicht im Hansenschacht, als dieses Bild aufgenommen wurde. Zum letztenmal packt der Greifer die gelockerten Berge

4 Blick von der Schachtschale nach oben zur Greiferbühne. Hier ist die Schachtröhre schon ausgemauert. Man erkennt an der Wölbung der Mauer die Mündungen der Füllörter

5 Das ist die westliche Füllortseite. Sie wird etwa auf den doppelten Querschnitt erweitert. Links sind an der Ausmauerung die künftigen Maße schon zu erkennen

alten Querschlag bei 854 Meter Teufe erreichten. Es war der 25. Februar, an dem der neue Schacht genau dort auftraf, wo er auftreffen sollte. Es war der Tag, an dem die Markscheider den Beweis für die Genauigkeit ihrer Messungen erhielten.

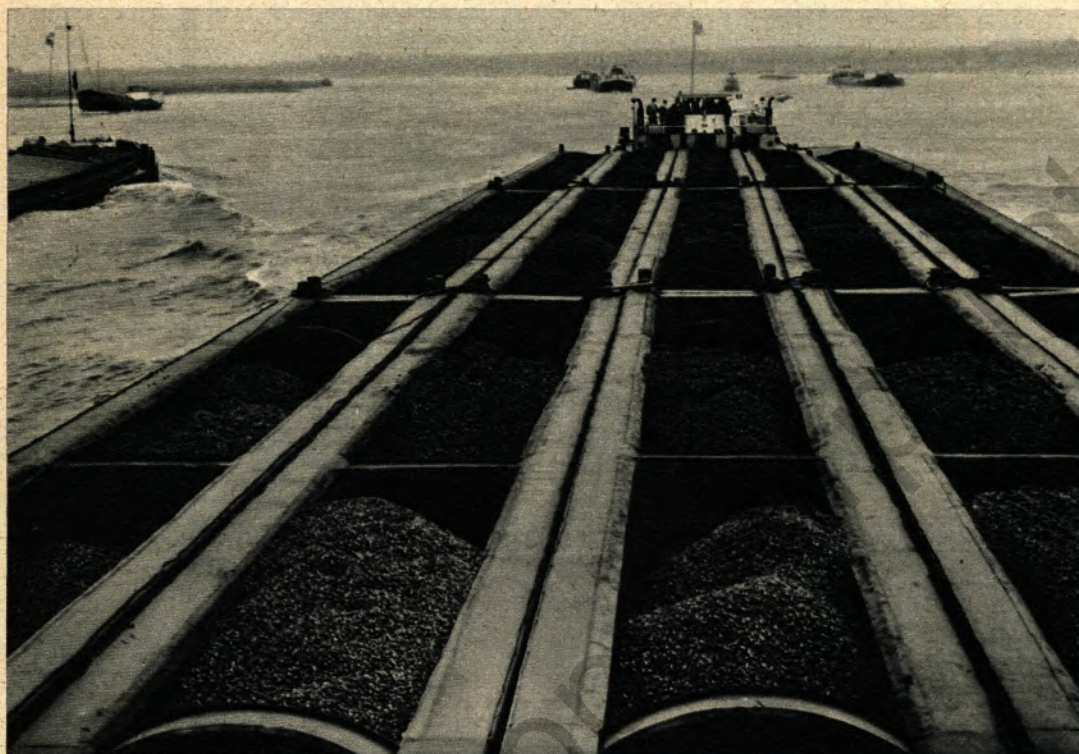
Als echte Millimeterfuchser wollten sie es aber ganz genau wissen, maßen noch einmal nach und stellten dabei fest, daß der Schachtmittelpunkt 854 Meter unter Tage gegenüber dem Mittelpunkt über Tage nach Westen um 10,2 und nach Norden um 13,3 Zentimeter abwich. Das sind 1,2 und 1,5 Millimeter auf zehn Meter Schachtsäule!

Der Kübel ist längst verschwunden. Und die Schachthauer denken nicht mehr an die Arbeit, die schon hinter ihnen liegt, sondern an das, was noch zu tun ist. Das Füllort muß erweitert und auf ungefähr doppelten Querschnitt gebracht werden! Dann müssen die Schachthölzer eingebracht werden, an denen die Spurlatten für die beiden Förderkörbe befestigt sind. Und vor allem muß der endgültige Förderturm errichtet und mit den notwendigen Maschinen bestückt werden.

Es ist noch viel Arbeit zu leisten, bevor die erste Tonne Kohle von dem Füllort auf der 8. Sohle nach über Tage gehen wird. Es bleibt noch viel zu tun, bevor wir über den Tag berichten können, an dem der Hansenschacht in Dienst genommen ist . . .



Mit dem Lastrohrfloß auf dem Rhein

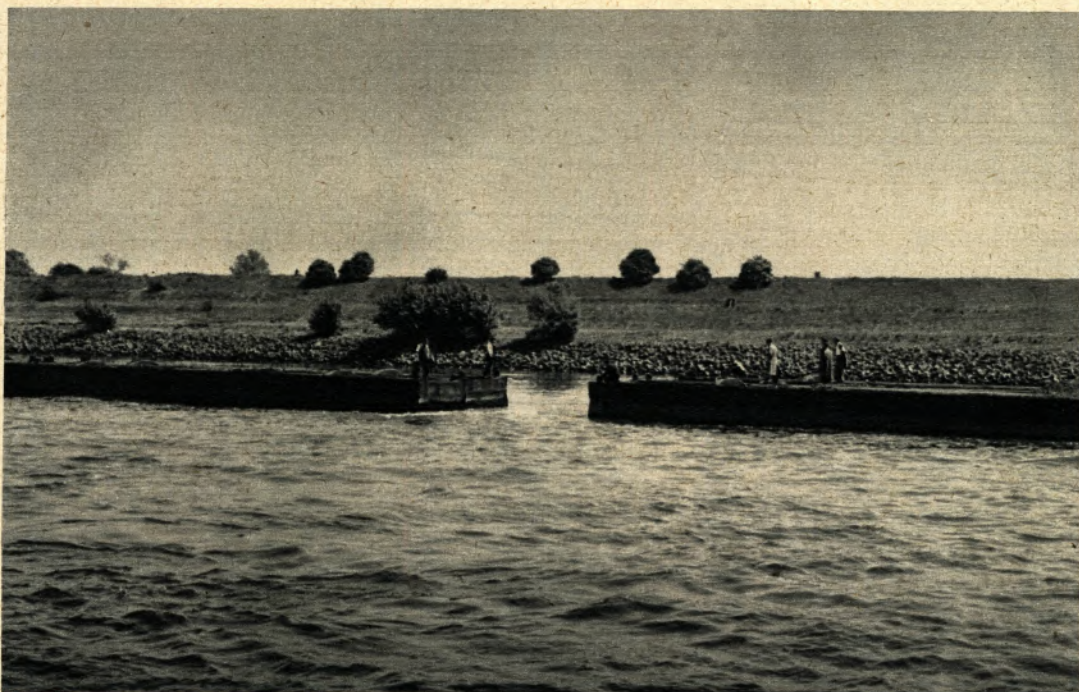


Eine vom Arbeitskreis „Amphibischer Verkehr, Hoesch-Salzgitter“ veranstaltete Lastrohrfloßfahrt auf dem Rhein hatte den Zweck, die Verkehrstüchtigkeit des Lastrohrfloßes auf dem Fluß nochmals zu beweisen. Das Lastrohr hatten die Verkehrsbetriebe Salzgitter, das Begleitschiff „Rhein“ hatte die Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH bereitgestellt.

Leichter Nebel lag über dem Rhein, als am 25. Mai um acht Uhr morgens ein Lastrohrfloß den Duisburger Hafen verließ.

Zwei Lotsen standen am Ruder. Keiner von beiden hatte je zuvor ein Lastrohrfloß gesteuert (siehe WERK UND WIR, Hefte 3/1956 und 7/1957). Überrascht stellten die beiden Männer fest, wie sicher und mühelos das Lastrohrfloß zu fahren ist. Kurz darauf führten sie das erste Manöver durch: sie stoppten die Fahrt. Knapp hundert Meter waren dazu nötig – ein ausgezeichnetes Ergebnis, das die Erlaubnis zur Alleinfahrt einbrachte. Bis dahin mußte nämlich als Vorsichtsmaßnahme ein Schlepper vorwegfahren. Dann setzte das Lastrohrfloß die Fahrt nach Wesel fort. Es bestand aus dem Bugschiff, das zum Ziehen und Steuern dient, den fünfzehn

▲ Das Lastrohrfloß besteht aus eng aneinandergeschlossenen Lastrohren, einem Bug- und einem Heckschiff. Die beiden Lotsen, die das Lastrohr in Duisburg übernahmen, staunten, wie leicht es zu steuern ist. Bei der Fahrt talwärts lagen je fünf Lastrohre in drei Reihen hintereinander



► Das „Rangieren“ auf dem Fluß bewies, daß mit dem Lastrohrfloß auch eine neue Form des Stückgutverkehrs zu Wasser möglich ist

eng gekoppelten Lastrohren und dem Heckschiff, das in erster Linie bei der Steuerung hilft: 880 Tonnen Kohle hatten die fünfzehn Rohre geladen. Talwärts lagen je fünf Rohre nebeneinander und drei Behälterreihen schwammen hintereinander, bergwärts lagen je drei Rohre nebeneinander und fünf Reihen schwammen hintereinander. Mitten auf dem Strom stellte der Kapitän den Zug um. Schnell und sicher „rangierte“ das Bugschiff mit den einzelnen Rohren. Spätestens in diesen Minuten erkannten die fachverständigen Gäste an Bord, daß das Lastrohr nicht nur für Massengüter, sondern auch für verschiedenartige Ladungen zu verwenden ist. Der eine Behälter mag mit Zement, der andere mit Ziegeln, der dritte mit Getreide gefüllt sein. Leicht können die einzelnen Behälter an ihren Bestimmungen-„Wasserbahnhöfen“ ausrangiert und den Empfängern über Land zugeführt werden. Es ist also durchaus möglich, mit dem Lastrohr auch eine neue Form des Stückgutverkehrs zu Wasser zu entwickeln.

Bei strahlendem Sonnenschein kehrte das Lastrohrfloß nach Duisburg zurück. 66 Kilometer hatte es auf dem Rhein zurückgelegt. Talwärts war es mit vierzehn, bergwärts mit fünf Kilometern je Stunde gefahren. Der Leistungsaufwand betrug 0,7 PS je Tonne Nutzlast.

Das Ziel war erreicht. Die Versuchsanstalt für Binnenschifffahrt in Duisburg hatte verschiedene Messungen vorgenommen, die weiteren Entwicklungsarbeiten zugute kommen. Vor allem aber war nun dem letzten Zweifler bewiesen, daß Lastrohrflöße auch für Flußfahrten (und nicht nur für Kanalfahrten) ausgezeichnet geeignet sind. Ein Ergebnis, das von den Gästen vom Wasser- und Schiffsamt Duisburg, von der Wasserstraßen- und Schiffsdirektion Duisburg und von den Fachleuten für technische und nautische Schiffsangelegenheiten gern anerkannt und bestätigt wurde. Ein Ergebnis, das dazu beitragen wird, daß der billige, schnelle und sichere Transport mit Lastrohrflößen in Zukunft den gebührenden Platz in der Reihe neuzeitlicher Verkehrsmittel einnehmen wird.



▲ Mitten auf dem Strom stoppte der Zug. Schnell und sicher rangierte das Bugschiff mit den Rohren. 66 Kilometer hat das Lastrohrfloß während dieser Versuchsfahrt auf dem Rhein zurückgelegt

◀ Bergwärts fuhr das Floß in anderer Formation: je drei Rohre lagen nebeneinander und fünf Behälterreihen schwammen hintereinander



▲ Während der Versuchsfahrt auf dem Rhein bewies das Lastrohr, daß es nicht nur auf dem Kanal, sondern auch auf Flüssen verkehrstüchtig ist

◀ Unter den Gästen, den Veranstaltern und der Besatzung des Lastrohrfloßes sahen wir als zweiten von links: Prokurist Alpes von den Verkehrsbetrieben Salzgitter, hinter ihm Geschäftsführer Backhaus, vor diesem Diplomingenieur Hechler, Direktor der Verkehrsbetriebe Salzgitter, Dr. Ganzenmüller von der Hoesch AG, vor ihm Oberinspektor May von der Schiffsverkehrsverwaltung Duisburg, ganz hinten Kapitän Berndtsen und ganz rechts Dr.-Ing. Scheele von der Versuchsanstalt für Binnenschifffahrt

Die Betriebsratsvorsitzenden der Hoesch Werke



In den vergangenen Monaten wurden in 59 Betrieben und Verwaltungen des Hoesch-Kreises die neuen Betriebsräte gewählt. Diese Wahlen müssen, so bestimmt es das Betriebsverfassungsgesetz, alle zwei Jahre stattfinden.

Die Betriebsratswahlen verliefen reibungslos und ohne besondere Vorkommnisse. Die gewählten Betriebsratsmitglieder beglückwünschen wir zu ihrem Erfolg und hoffen, daß sie in ihrem Amt Anerkennung und Befriedigung finden werden.

Viele Belegschaftsmitglieder, die mit den Betriebsratswahlen direkt oder indirekt zu tun hatten, haben sicherlich, als die Wahl vorbei war, aufgetan. Denn das Wahlverfahren, das vom Betriebsverfassungsgesetz in Verbindung mit der Wahlordnung vorgeschrieben ist, bringt mancherlei Arbeit mit sich.

Um die Wahl einzuleiten, bestellt der amtierende Betriebsrat zunächst einen Wahlvorstand. Zu den Aufgaben dieses Wahlvorstandes gehören:

1. Aufstellen der Wählerliste.
2. Berechnen der auf die Arbeiter und auf die Angestellten entfallenden Betriebsratssitze.
3. Festlegen der Termine für die Einreichung der Wahlvorschläge und für die Wahl.
4. Erlass und Aushängen des Wahlausschreibens.
5. Entgegennahme und Prüfung der Wahlvorschläge.
6. Überwachung der Wahl.
7. Ermittlung und Bekanntgabe des Wahlergebnisses.

Den Betriebsräten obliegt nach dem Betriebsverfassungsgesetz die Aufgabe, im Rahmen der geltenden Tarifverträge vertrauensvoll und im Zusammenwirken mit den im Betrieb vertretenen Gewerkschaften und Arbeitgebervereinigungen zum Wohle des Betriebes und seiner Arbeitnehmer unter Berücksichtigung des Gemeinwohls zusammenzuarbeiten. Ihre Verantwortung für Belegschaft und Betrieb ist im Hin-

blick auf die Mitbestimmungs- und Mitwirkungsrechte, die das Gesetz den Betriebsräten einräumt, groß. Wir haben in den vergangenen Jahren mit unseren Betriebsräten vertrauensvoll und in partnerschaftlichem Geiste zusammenarbeiten können. Diese Zusammenarbeit hat sich sehr bewährt, und wir sind überzeugt, daß das auch in Zukunft so sein wird.

Der Betriebsrat wählt aus seiner Mitte den Vorsitzenden und dessen Stellvertreter. Der Vorsitzende des Betriebsrates oder im Falle seiner Verhinderung sein Stellvertreter vertritt den Betriebsrat im Rahmen der von ihm gefaßten Beschlüsse. Der Betriebsratsvorsitzende ist also der Sprecher des Betriebsrates, er besitzt ein besonders verantwortungsvolles Amt. Da die Betriebsratsvorsitzenden in unseren großen Betrieben oftmals nicht allen Belegschaftsmitgliedern bekannt sind, möchten wir sie allen unseren Belegschaftsmitgliedern im Bild zeigen. Soweit bei einzelnen Gesellschaften ein Gesamtbetriebsrat besteht, wird nur der Vorsitzende dieses Gesamtbetriebsrats vorgestellt.



Hoesch AG



Friedrich Weber ist seit 42 Jahren bei Hoesch beschäftigt. Er ist kaufmännischer Angestellter und seit 1959 Betriebsratsvorsitzender der Hoesch AG. Friedrich Weber ist 57 Jahre alt. Er gehört dem Betriebsrat seit 1953 an.



**Altenessener
Bergwerks-AG**



Johann Szczepanski ist Hauer bei der Altenessener Bergwerks-AG, bei der er seit 1925 beschäftigt ist. 1945 wurde er in den Betriebsrat gewählt, seit 1951 ist er Betriebsratsvorsitzender. Seit einigen Wochen gehört er dem Aufsichtsrat der Hoesch AG an. Er ist 48 Jahre alt.



Hoesch Bergwerks-AG



Heinz Orzelski hat 1934 als Kesselschlosser auf der Schachanlage Fürst Leopold-Baldur die Arbeit aufgenommen. Seit 1947 gehört er dem Betriebsrat an, und seit 1955 ist er Vorsitzender des Gesamtbetriebsrats der Hoesch Bergwerks-AG.



Hoesch-Westfalenhütte AG



Albert Pfeiffer ist seit 1958 Betriebsratsvorsitzender der Hoesch-Westfalenhütte. Er ist Versandschreiber, 45 Jahre alt und seit 1928 bei der Hütte beschäftigt. Seit 1946 gehört er dem Betriebsrat an. Er ist Mitglied des Aufsichtsrats der Hoesch AG.



Hoesch Walzwerke AG



Paul Huf wurde 1914 geboren, er ist Dreher und seit 1940 bei den Hoesch Walzwerken beschäftigt. Seit 1948 gehört er dem Betriebsrat des Federnwerks an, seit 1951 war er Betriebsratsvorsitzender. Bei der Wahl 1959 wurden außer ihm Richard Bastian und Karl Beckmerhagen Vorsitzende des Gesamtbetriebsrats. Die drei Vorsitzenden lösen einander in achtmonatigem Wechsel ab; der derzeitige Vorsitzende ist Paul Huf.



Maschinenfabrik Deutschland AG



Erich Ruhrmann ist seit 1956 Betriebsratsvorsitzender der Maschinenfabrik Deutschland. Er hat Maschinenschlosser gelernt und steht schon seit 1937 in den Diensten der Gesellschaft. Seit 1954 gehört er dem Betriebsrat an. Er ist 37 Jahre alt.



Schmiedag AG



Werk Grünthal

Helmut Turck ist 51 Jahre alt. Er ist gelernter Werkzeugmacher und seit 1933 bei der Schmiedag beschäftigt. Seit Kriegsende ist er Vorsitzender des Betriebsrats. Seit 1952 ist er zudem Vorsitzender des Gemeinschaftsausschusses der Betriebsräte aller Hoesch-Gesellschaften. Er gehört auch dem Aufsichtsrat der Schmiedag an.



In 39 Betrieben und Verwaltungen des Hoesch-Kreises wählen die Belegschaftsmitglieder ihre neuen Betriebsräte. Auf unserem Bild gibt der Hauer Paul Kessler auf der Schachanlage Kaiserstuhl Westfeld seine Stimme ab.



Werk Lange

Fritz Afflenbach ist seit dreißig Jahren im Werk Lange der Schmiedag beschäftigt. Er ist gebürtiger Hagener, hat Schlosser gelernt und ist 48 Jahre alt. Seit 1953 gehört er dem Betriebsrat an, und seit 1959 ist er zugleich Betriebsratsvorsitzender im Werk Lange.



▲ Viel Arbeit machte das Auswerten der Stimmen. Hier ist die Hollerith-Abteilung von Kaiserstuhl Ostfeld mit dem Auszählen beschäftigt.



Trierer Walzwerk AG



Becke-Prinz GmbH



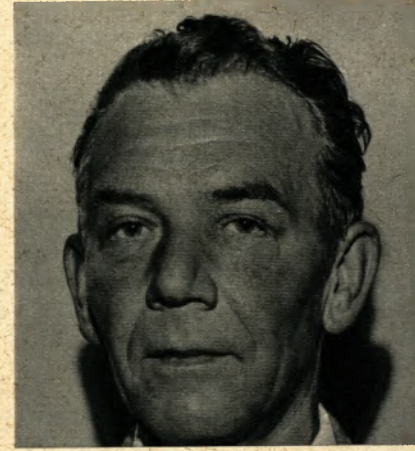
Werk Werdohl

Erich Stolte ist in diesem Jahr wieder zum Betriebsratsvorsitzenden des Werkes Werdohl der Schmiedag gewählt worden, nachdem er schon von 1948 bis 1953 Vorsitzender des Betriebsrats war. Erich Stolte ist 49 Jahre alt und seit 1924 im Werk Werdohl beschäftigt.



Werk Trier

Johann Ensich trat 1915 als Verzinmer in die Dienste der Trierer Walzwerk AG. Seit 1946 ist er Betriebsratsmitglied des Werkes Trier, seit 1947 Betriebsratsvorsitzender, und seit 1952 gehört er auch dem Aufsichtsrat der Trierer Walzwerk AG an. Johann Ensich ist 63 Jahre alt.



Werk Hemer

Fritz Preußner ist Nietenpresser im Werk Hemer der Becke-Prinz GmbH. Er gehört dem Betriebsrat seit 1949 an. Seit 1950 ist er Betriebsratsvorsitzender. Fritz Preußner ist 49 Jahre alt.



Werk Ruegenberg

Josef Weber ist seit 1957 Betriebsratsvorsitzender des Werkes Ruegenberg der Schmiedag. Mit einigen Unterbrechungen ist er seit 1916 in diesem Werk beschäftigt. Er ist 60 Jahre alt und arbeitet als Flanschenbiegeschmied. Dem Betriebsrat gehört er seit 1950 an.



Werk Wuppertal

Fritz Weber ist 48 Jahre alt. 1936 nahm er als Glüher im Werk Wuppertal-Langerfeld der Trierer Walzwerk AG die Arbeit auf. Seit Kriegsende gehört er dem Betriebsrat des Werkes Wuppertal-Langerfeld an. 1956 wurde er Betriebsratsvorsitzender.



Werk Dortmund

Rudolf Siepmann ist seit 1955 Betriebsratsvorsitzender des Werkes Dortmund der Becke-Prinz GmbH. Er ist Vorarbeiter und seit 1923 bei Hoesch. 1928 bis 1933 war er bereits Betriebsratsvorsitzender. Rudolf Siepmann ist 59 Jahre alt.



Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH



Wilhelm Düren gehört seit 1946 als Vorsitzender dem Betriebsrat der Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH an. Er wurde 1907 geboren und ist seit 1935 bei dieser Gesellschaft beschäftigt: zunächst als Maschinenformer, heute als Laboryehilfe.



Hoesch Export GmbH



Franz Burghoff ist Handlungsbevollmächtigter bei der Hoesch Export GmbH. Seit 1923 ist er bei Hoesch beschäftigt. Dem Betriebsrat der Hoesch Export GmbH gehört er seit 1955 an. Seit 1957 ist er Betriebsratsvorsitzender.



Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH



Franz Birle ist Betriebselektriker bei der Schiffswerft Mainz-Gustavsburg. Er wurde 1913 geboren, gehört dem Betriebsrat seit 1951 an und ist seit 1955 Betriebsratsvorsitzender. 25 Jahre steht er bereits in den Diensten der Schiffswerft Mainz-Gustavsburg.

Otto Volkmann



Am 9. Juli starb Otto Volkmann im Alter von 75 Jahren. Seit 1947 hat er sich als hervorragender Sachkenner im Aufsichtsrat der Hoesch Werke AG und der Hoesch-Westfalenhütte AG um das Werk und die Belegschaft bemüht. Als Arbeitnehmervertreter lagen ihm die sozialen Belange der Arbeiterschaft ganz besonders am Herzen. Mit der Reife und den Erfahrungen eines langen und arbeitsreichen Lebens gelang es ihm immer wieder, einen angemessenen Ausgleich zwischen den Belangen der Arbeitnehmer und den Notwendigkeiten des Unternehmens zu finden.

Otto Volkmann ist gebürtiger Ostpreuße. Er wurde am 4. Oktober 1883 in Angerburg geboren. Er erlernte das Schlosserhandwerk und sah sich als wandernder Geselle in der Welt um. 1918 wurde er Sekretär beim Deutschen Metallarbeiterverband. In den folgenden Jahren bildete er sich auf der Schule des Verbandes und

auf dem Staatswissenschaftlichen Institut der Universität Münster weiter aus. 1955 wurde er wegen seiner politischen Gesinnung für vierzehn Monate eingekerkert. Mit einem Lebensmittelgeschäft in Dortmund überstand er die Zeit des Nationalsozialismus. Nach 1945 wurde Otto Volkmann Bezirkssekretär des DGB in Hagen. 1948 ging er als Bezirksleiter der IG Metall nach Essen. Von 1947 bis 1953 gehörte er dem Aufsichtsrat der Westfalenhütte an. Im selben Jahr wurde er Mitglied des Aufsichtsrats der Hoesch Werke AG, und 1957 kehrte er wieder in den Aufsichtsrat der Hoesch-Westfalenhütte zurück.

Seine aufrichtige, hilfsbereite Art sicherte Otto Volkmann die Freundschaft aller, die mit ihm zusammen arbeiteten. Werk und Belegschaft haben mit seinem Tod einen hervorragenden Anwalt ihrer Anliegen und einen gütigen Menschen verloren.

Gute Fahrt für »MS Lahn«



Tradition ist ein wichtiges Wort in der Schifffahrt, zumal bei Schiffstufen, die nach einem strengen Zeremoniell vor sich gehen. So war es auch im Frühjahr, als die Schiffswerft Mainz-Gustavsburg ein neues Motorgüterschiff fertiggestellt hatte und der Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH übergab.

Zu den Taufgästen gehörten Dr. Erich Wilhelm Schulte vom Vorstand der Hoesch AG und seine Gattin, die als Taufpatin nach alter Sitte Schiff und Besatzung allzeit glückliche Fahrt wünschte. Der Name des neuen Schiffes „MS Lahn“ setzt ebenfalls einen alten Brauch fort: Schiffe mit Motorantrieb erhalten bei der Hoesch Reederei stets den Namen eines Rhein-Nebenflusses.

927 Tonnen kann sie tragen

Wie groß und kräftig ist nun ein solches Motorgüterschiff? Die Maße der „Lahn“ lauten: 67 Meter lang, 8,2 Meter breit, Tragfähigkeit 927 Tonnen. Ein Dieselmotor von 715 PS, der sechs Zylinder besitzt und im Vier-Takt-Verfahren arbeitet, treibt sie an. Neu ist die vollständige Verschalung der Maschine, – sie wird vollautomatisch geschmiert und ist deshalb leicht zu warten. Ein „Aufladungsgebläse“ erhöht die Motorenleistung. Diese höhere Leistung kommt dadurch zustande, daß die Auspuffgase eine Turbine treiben, die wiederum Luft ansaugt, verdichtet und in die Zylinder drückt. Der höhere Sauerstoffgehalt im Explosionsraum gestattet eine schnellere Verbrennung des Treibstoffes und bewirkt auf diese Weise eine um fünfzig v. H. höhere Leistung. Ein Escher Wyss-Verstellpropeller treibt die „Lahn“ durch das Wasser. Bei dieser Propellerart sind die einzelnen Propellerblätter verstellbar: sie können sich also stets in der gleichen Richtung drehen und dabei – je nach ihrer Stellung – das Schiff vorwärts oder rückwärts treiben. Das bringt manche Vorteile mit sich: vor allem gute Manövrierfähigkeit und geringen Verschleiß.

Es ist selbstverständlich, daß ein mit allen technischen Neuerungen ausgerüstetes Schiff auch mit guten Wohnungen für die Besatzung ausgestattet ist. Im Vorschiff der „Lahn“ wohnen die beiden Matrosen in schön eingerichteten luftigen Räumen, im Hinterschiff liegt die Woh-

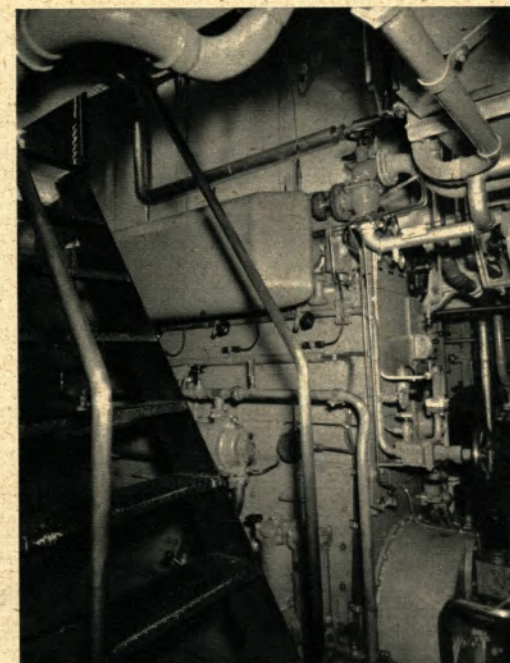
◀ Vor einigen Monaten hatte die Schiffswerft Mainz-Gustavsburg ein neues Motorgüterschiff für die Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH fertiggestellt. Es erhielt den Namen eines Rhein-Nebenflusses, wie es bei allen Motorschiffen der Hoesch Reederei üblich ist. Unser Bild zeigt Frau Maria Schulte, die Gattin Dr. Erich Wilhelm Schultes vom Vorstand der Hoesch AG, die als Taufpatin der „Lahn“ den Namen gab



1



2



3

1 Die „Lahn“ ist das fünfte Motorgüterschiff der Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH. Sie ist 67 Meter lang und kann 927 Tonnen tragen

2 Gute Sicht über Schiff und Strom hat der Kapitän vom Kommandostand

3 Die Maschine – ein 715-PS-Dieselmotor – wird vollautomatisch geschmiert und ist vollständig verschalt

4 u. 5 Blick in die Küche und in den Wohnraum der Kapitänswohnung, die keinen Vergleich mit einer Landwohnung zu scheuen braucht



4



5



nung des Kapitäns und seiner Familie. Diese Wohnung kann sich mit jeder Landwohnung messen. Sie besteht aus Wohn- und Schlafzimer, Wohnküche und Bad.

Mit der „Lahn“ verfügt die Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH über eine Flotte von vier Motorschleppern, fünf Motorgüterschiffen, zwanzig Schleppkähnen und einem Kranschiff.

Fast zehn Schiffe in jedem Jahr

Viele dieser Schiffe sind auf der Schiffswerft Mainz-Gustavsburg gebaut worden, die allein in den sechs Jahren 1955 bis 1958 57 Schiffe fertiggestellt hat. Meist waren es Motorfrachtschiffe – aber auch ein Tank- und ein Meßschiff gehörten dazu, ein Schwimmkran, ein Sortierbagger, ein Bunkerboot, Pontons und Schuten und allerlei andere Spezialfahrzeuge.

Schauen wir einmal dem Bau eines Schiffes zu: An erster Stelle stehen selbstverständlich die Wünsche und Vorstellungen des Auftraggebers. Wenn sie geklärt sind, fertigt die Werft einen Generalplan im Maßstab 1:100, der nach vielen Änderungen und Verbesserungen die Grundlage für den Neubau bildet. Nach diesem Generalplan macht man die Einzelzeichnungen und unter ihnen vor allem einen Spantenriß im Maßstab 1:25.

Dieser Spantenriß wird nun auf dem Schnürboden – einem großen Raum mit glattem Boden – in wirklicher Größe 1:1 aufgerissen. Danach schneidet man aus dünnem Holz Schablonen, nach denen die Spanten in der Schmiede gebogen werden. Nun müssen die Spanten mit der Außenhaut „beplattet“ werden. Dabei wird heute nur noch geschweißt, da genietete Schiffe viel schwerer sind und jede Gewichtsersparnis der Tragfähigkeit des Schiffes zugute

kommt. Damit die ganze Arbeit schneller vor sich geht, baut man das Schiff in einzelnen Teilen (oder „Sektionen“), die mit dem Kran auf die Helling gesetzt und dort verbunden werden.

Viel Arbeit ist notwendig, bevor ein Schiff in Dienst gestellt werden kann; genaue und gute Arbeit, die große Verantwortung mit sich bringt. Und ist das Schiff endlich fertig, kann man den Stolz auf den Gesichtern der Schiffbauer ablesen – wie an dem Tag, als die „Lahn“ die Werft verließ.

Von Rotterdam bis Berlin

Dieses Motorschiff wird die Flagge der Hoesch Reederei im In- und Ausland zeigen. Denn neben dem Rhein von Basel bis zu den Mündungshäfen Rotterdam, Amsterdam, und Antwerpen kann sie den Neckar bis Stuttgart, den Main bis Bamberg und die westdeutschen Kanäle bis

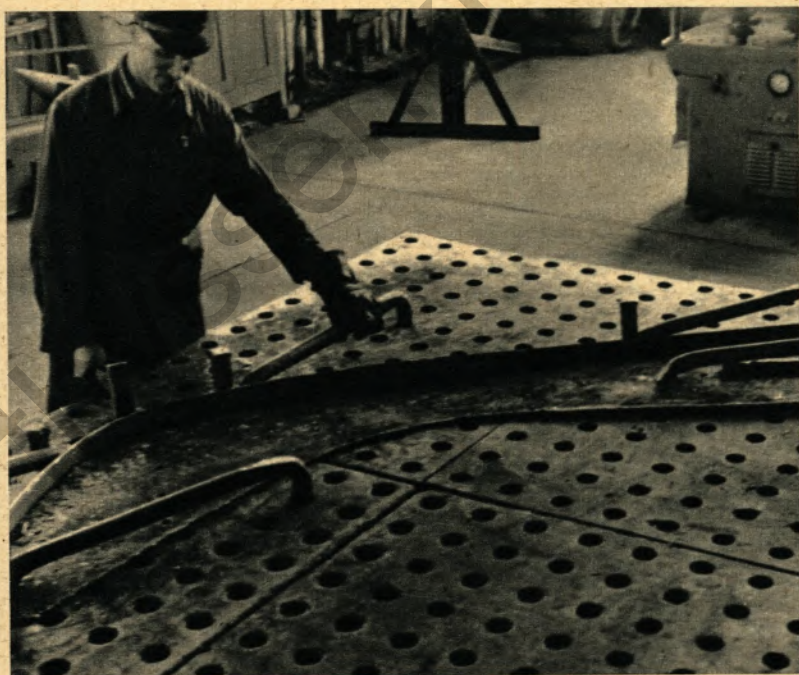
Emden und bis Berlin befahren. Dabei befördert sie wie die anderen Schiffe der Hoesch Reederei vor allem Kohle, Erze, Grubenholz, Baustoffe und andere Massengüter. Wünschen wir auch ihr nach Schifferart für alle Zukunft: „Gute Fahrt in Gottes Namen!“

◀ Blick auf die Schiffswerft Mainz-Gustavsburg, auf deren 7000 Quadratmeter großer Hellingsfläche zu gleicher Zeit sechs große Kähne von je 1500 Tonnen Tragfähigkeit aufgelegt werden können. In den Jahren 1953 bis 1958 hat die Werft 57 Schiffe fertiggestellt

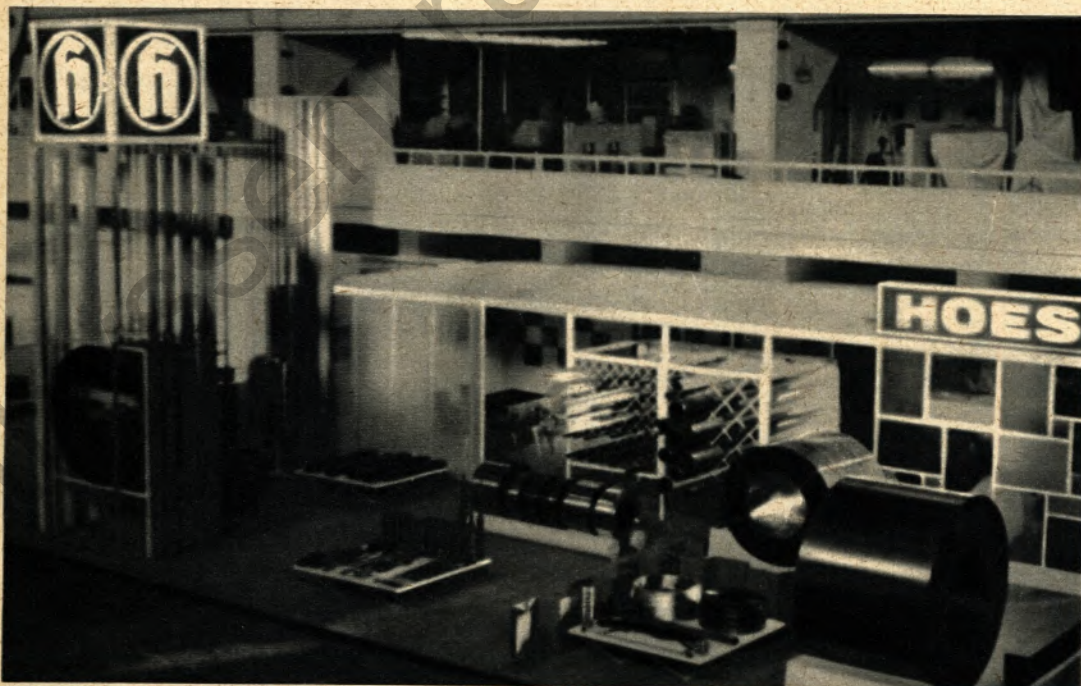
► Ein neues Schiff ist mit der Außenhaut bekleidet. Seit einiger Zeit macht es die fortgeschrittene Schweißtechnik möglich, daß beim „Beplatten“ nur geschweißt wird. Ein großer Vorteil des Schweißens liegt darin, daß Gewicht gespart wird, da genietete Schiffe viel schwerer sind

Bild unten rechts: Damit es schneller geht, baut man einzelne Teile der Schiffe fertig und setzt sie später zusammen. Die Schiffsbauer Heinz Kindermann (rechts) und Werner Fährich beim Einbau eines Halbschottes

▼ Herbert Windlau biegt in der Schmiede die Spanten – das Gerippe jedes Schiffes



HOESCH auf der Posener Messe



Die polnische Presse bezeichnete die 28. Internationale Posener Messe als „das großartigste Ereignis der polnischen Messengeschichte“. Diese Auszeichnung scheint gerechtfertigt: denn in diesem Jahre haben 47 Staaten aller fünf Erdteile auf mehr als 100 000 Quadratmeter ausgestellt. Deutschland hat mit 15 000 Quadratmeter nach Polen die größte Fläche belegt. 185 westdeutsche Firmen waren vertreten.

Der Hoesch-Messestand, der in ansprechender Form die vielfältigen Erzeugnisse der Hoesch Werke zur Schau stellte, gefiel den polnischen Besuchern sehr. Neben den Erzeugnissen der Hoesch-Westfalahütte und der Hoesch-Walzwerke zogen die Drahtseilkollektion der Dortmunder Drahtseilwerke, die vielerlei Rohre der Hoesch Rohrwerke und der von der Schmiedag hergestellte Grubenausbau immer wieder Gäste an unseren Stand.

Die Erwartungen der westdeutschen Firmen waren gedämpft, denn es war klar, daß die Schwierigkeiten im deutsch-polnischen Handel fühlbarer als zuvor auftreten mußten, nachdem die polnischen Kohlelieferungen wegen der schlechten Absatzlage unserer eigenen Zechen gestrichen werden mußten. Das Kennzeichen dieser Messe lag daher im Bemühen der Polen, Kompensationsgeschäfte abzuschließen, das heißt für begehrte deutsche Waren vorwiegend landwirtschaftliche Erzeugnisse auszutauschen.

Trotzdem verlief die Messe im ganzen zufriedenstellend, da Polen – wie der polnische Außenminister erklärt hatte – lebhaft an einer Ausdehnung des Handels mit Westdeutschland interessiert sei. Und sie erwies sich vor allem – wie erhofft – als ein gutgestimmtes Instrument der Zusammenarbeit und des friedlichen Wettbewerbs.

Oben:

Auf der 28. Internationalen Posener Messe haben 47 Staaten ihre Erzeugnisse ausgestellt. Von den 185 westdeutschen Firmen waren allein 140 in dieser Halle vertreten.

Unten:

Blick auf den Hoesch-Stand, auf dem Kalt- und Warmband und Draht von der Hoesch-Westfalahütte, Rohre der Hoesch Rohrwerke, Drahtseile von den Dortmunder Drahtseilwerken, Federn des Federwerks der Hoesch Walzwerke und veredeltes Band der Trierer Walzwerke AG zu sehen waren.

... und in New York



Vor hundert Jahren – im August 1859 – hat man zum erstenmal in Pennsylvanien Erdöl für den Handel gefördert. Auch wegen dieses Jubiläums wurde der Fünfte Welt-Erdölkongreß in den Vereinigten Staaten von Amerika veranstaltet. 4500 Erdölfachleute aus 48 Ländern trafen sich Anfang Juni in New York. Es war der erste Kongreß in Amerika. Der vorhergegangene fand 1955 in Rom statt. Der nächste wird im Jahr 1963 in Frankfurt am Main veranstaltet.

Die Delegierten hörten etwa 300 Vorträge über technische und marktwirtschaftliche Probleme der Erdölförderung und des Verkaufs. Besonders Aufsehen erregte der Vortrag von Dr. E. Teller, dem Wissenschaftler, der die Wasserstoffbombe entwickelte. Er sprach über die friedliche Anwendung von kontrollierten Atomexplosionen, mit denen in unterirdischen Lagerstätten von Ölschiefer das Öl flüssig oder gasförmig gemacht werden soll. Nur so sei eine wirtschaftliche Förderung aus diesen Lagerstätten möglich.

Auf einer gleichzeitig stattfindenden Ausstellung im New Yorker Coliseum waren viele Firmen aus aller Welt vertreten, deren Erzeugnisse der Förderung oder dem Transport des Öls dienen. Unter ihnen hatten auch die Hoesch Werke einen Informationsstand, auf dem die ausgestellten spiralgeschweißten Rohre des Werkes Barop und die Rohrabschnitte aus dem Programm des Werkes Hagen bei zahlreichen Besuchern großes Interesse fanden.

Oben:

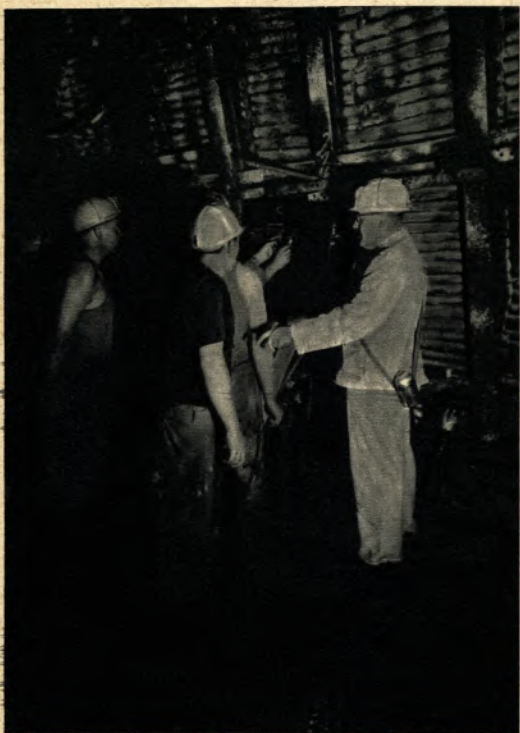
Im New Yorker Coliseum waren anlässlich des Welt-Erdölkongresses viele Firmen vertreten, deren Erzeugnisse für die Förderung oder den Transport von Erdöl wichtig sind. Auch Hoesch hatte einen Informationsstand errichtet, auf dem die Hoesch Rohrwerke spiralgeschweißte Rohre des Werkes Barop und Rohrabschnitte aus dem Programm des Hager Werkes zeigten. Rechts ein Rohrstück des Großrohrwerkes Mannesmann-Hoesch.

Unten:

Während der Ausstellung sahen wir unter den amerikanischen Besuchern auch den Verkaufsleiter Tom Underhill der Dresser Manufacturing Comp. (zweiter von links). Ganz links Fritz Arendt, der Geschäftsführer von Hoesch Export, rechts neben Mr. Underhill N. F. Günther und Horst Bülte von der American Hoesch Inc.



passiert
notiert
fotografiert



Erfolgreiche Hauerprüfung unter Tage

Schon zum zweiten Male fand auf Anregung des Oberbergrats Dr. Meyer nicht nur die praktische, sondern auch die theoretische Hauerprüfung auf der Schachtanlage Kaiserstuhl unter Tage statt. Die 42 Haueranwärter beantworteten während der Prüfung die an sie gerichteten Fragen ungezwungen „vor Ort“. Oberbergrat Dr. Meyer lobte anschließend die betriebsnahe Ausbildung und das erfreuliche Prüfungsergebnis. Auf unserem linken Bild stellt Oberbergrat Dr. Meyer (rechts) eine Frage an die Haueranwärter Kretschmer und Knobloch. Das obere Bild wurde nach der Prüfung aufgenommen. Es zeigt v. l. n. r. Hauptausbildungsleiter Reinert, Grubeninspektor Köster, die Hauer Hübner, Lagies, Saßmann und Paplack, Steiger Jelinek, Hauer Bluhm, Oberbergrat Dr. Meyer und Betriebsführer Röttger.

Konsum- genossenschafter zu Besuch

Im vergangenen Monat trafen sich in Dortmund deutsche Konsumgenossenschafter mit vielen ausländischen Delegationen zum 38. Konsumgenossenschaftstag. Eine Gruppe – vor allem ausländischer Genossenschafter – ließ sich anlässlich ihres Dortmund-Aufenthaltes nicht die Gelegenheit entgehen, Hoesch zu besuchen. Unser Fotograf begegnete den Gästen auf der Erzbrücke der Hoesch-Westfalenhütte.



„Die Räuber.“ auf der Hoesch-Westfalenhütte



Der Besuch bei Hoesch wurde für viele Mitglieder der Berliner Schiller- und Schloßparktheater ein eindruckliches Erlebnis. Gern hatten die Schauspieler die Einladung zu einem Abstecher von Recklinghausen angenommen, wo sie innerhalb der Ruhrfestspiele „Die Räuber“ von Friedrich Schiller spielten. Unter den Gästen sahen wir von links nach rechts Joseph Noerden, Addi Zotzmann (technischer Direktor der Ruhrfestspiele), Leo Skodik (technischer Direktor des Schillertheaters), Kurt Zerrath (Verwaltungsdirektor des Schloßparktheaters), Stefan Wigger, Lothar Blumhagen, vor ihm Hildegard Knies von den Ruhrfestspielen, Dr. Harald Koch vom Vorstand der Hoesch AG und (im hellen Kleid) Annemarie Düringer, die in den „Räubern“ die Amalie spielte. Auf dem Bild unten steht rechts neben Annemarie Düringer Claus Hofer, ganz rechts sahen wir Klaus Herm und links neben ihm Thomas Holtzmann.

Johann Szczepanski Im Aufsichtsrat der Hoesch AG

Am 18. Juni 1959 wurde Johann Szczepanski vom Amtsgericht Dortmund zum Aufsichtsratsmitglied der Hoesch AG bestellt. Die Hoesch AG hatte auf Vorschlag des Deutschen Gewerkschaftsbundes und der Betriebsräte seine Aufnahme in den Aufsichtsrat beantragt. Johann Szczepanski ist Vertreter der Arbeitnehmer und tritt an die Stelle von Heinrich Schroer, der sein Mandat niedergelegt hat.

Johann Szczepanski entstammt einer Bergmannsfamilie. Er wurde am 19. Juni 1911 in Essen-Altenessen geboren. Nach der Schulentlassung nahm er bei der jetzigen Altenessener Bergwerks-AG die Arbeit auf. Es war 1925, als er auf Schacht Heinrich als jugendlicher Arbeiter angelegt wurde. 1927 wechselte er nach unter Tage und arbeitete nacheinander als Schlepper, Knappe und Hauer. Im Oktober 1945 wurde er in den Betriebsrat gewählt, dem

er seitdem ununterbrochen angehört. 1951 wurde er Betriebsratsvorsitzender.

Johann Szczepanski interessierte sich schon früh für die Probleme der Arbeiterschaft. 1927 wurde er Mitglied im Alten Bergarbeiterverband, heute ist er Ortsgruppenvorsitzender der IG Bergbau in Altenessen-Mitte. In seiner freien Zeit nimmt er gern ein gutes Buch zur Hand. Auch Konzertbesuche gehören zu seinen Liebhabereien.

Für seine neue Aufgabe im Aufsichtsrat der Hoesch AG bringt er neben seiner vielseitigen und langjährigen Erfahrung das in der Praxis des Bergmannsberufes erworbene Wissen um den Bergbau mit.

Johann Szczepanski im Aufsichtsrat der Hoesch AG



25 Jahre im gleichen Takt



▲ Ein Konzert unter vielen – gewiß, und doch ein ganz besonderes Konzert; der Spielmannszug „Freiweg“ spielte vor dem Pestalozzidorf der Altenessener Bergwerks-AG zu seinem 25jährigen Bestehen

► Genauso lange wie das Blasorchester besteht, steht es unter der Leitung von Hermann Salmon, der allen widrigen Ereignissen zum Trotz sich in seinen Bemühungen um „sein“ Orchester nie irremachen ließ. Hermann Salmon arbeitet als Grubensteiger auf der Schachanlage Fritz-Heinrich



Das Blasorchester flog nach Berlin

Es war zweifellos ein Höhepunkt in der Geschichte des Blasorchesters der Altenessener Bergwerks-AG, als die 36 Musikanten Anfang Mai auf dem Flugplatz Tempelhof von Erich Schellhaus, dem niedersächsischen Minister für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegssachgeschädigte begrüßt wurden. Drei Tage musizierten die Bergleute aus Altenessen anlässlich des Schlesiertages 1959 in Berlin: vor dem Schöneberger Rathaus, am Wittenbergplatz und in der Deutschlandhalle.

Dieser Berlinbesuch war eine der eindrucksvollsten Reisen des Blasorchesters, das zur gleichen Zeit sein 25jähriges Bestehen beging. Denn schon seit 1934 konzertieren die Bläser bei Jubilar- und Einweihungsfeiern und vielen andern festlichen Anlässen. Gern erinnern sich die Musiker, von denen neun das Orchester durch die vollen 25 Jahre begleitet haben, an die 50-Jahr-Feiern der Schmiedag in Hagen und der Zeche Radbod in Bockum-Hövel. Sie musizierten in den Erholungsheimen Hohenunkel und Langenei der Altenessener Bergwerks-AG, sie gaben Konzerte in Bad Neuenahr oder beim Bitburger Jägertreffen. Und immer wieder sind sie in der Essener Gruga zu hören.

Hermann Salmon – er arbeitet als Staubsteiger – ist seit dem ersten Tag ihr Dirigent. Zwei Jahre hat er auf Veranlassung des Werkes das Witte-Konservatorium in Essen besucht und dort die Kapellmeisterprüfung abgelegt. Die vielen Verpflichtungen des Blasorchesters beweisen, was er aus seiner Kapelle im Lauf der zweieinhalb Jahrzehnte gemacht hat.

Zum Streichorchester gehören 40 Musiker

Aber nicht nur die Blaskapelle, auch das Streichorchester der Altenessener Bergwerks-AG beging zur selben Zeit sein 25jähriges Bestehen. Das Programm des Festkonzertes zeigt aufschlußreich, welchen hohen Stand die vierzig Musiker erreicht haben: Nach der Ouvertüre zur Oper „Die Zauberflöte“ von Mozart folgte das Konzert C-Dur für Violoncello und Orchester von Haydn, und im zweiten Teil brachte das Orchester Kompositionen von Schubert, Gounod und Tschaiowski zu Gehör.

Auch das Streichorchester hat viele öffentliche Konzerte veranstaltet. Ebenso wenig fehlt es bei den Freisprechungen der Knappen oder bei den



▲ So fing es 1934 an! Neun Musiker haben das Orchester durch das vergangene Vierteljahrhundert begleitet
▲ Während des Schlesiertages 1959 spielte das Blasorchester in Berlin. Es war ein nachhaltiger Eindruck, den das geteilte Berlin auf die Altenessener Bergleute ausübte

Weihnachtsfeiern im Werk. Es hat an der 50-Jahr-Feier der Zeche Radbod teilgenommen, im Gemeindesaal von Bockum-Hövel ein Festkonzert gegeben und bei der 100-Jahr-Feier der Schachtanlage Anna der Altenessener Bergwerks-AG musiziert.

Aus einem kleinen Anfang hat sich das Streichorchester so vorbildlich entwickelt: am Anfang standen vier Bergleute, die sich zu einem Quartett zusammengefunden hatten. Sie hatten viel Glück, denn bald stießen sie auf den musikalischen Gewerbeoberlehrer Hans Keppler, der in der Bergberufsschule der Altenessener Bergwerks-AG unterrichtete und später diese Schule leitete. Er wurde ihr Dirigent und sorgte dafür, daß das Orchester schon in wenigen Jahren auf dreißig Musikanten anwuchs. Hans Keppler ist heute Pensionär, aber er leitet das Orchester auch nach 25 Dirigentenjahren mit genauso viel Liebe und Schwung wie eh und je.

Beiden Orchestern – den Streichern und Bläsern – und ihren langjährigen Dirigenten wünschen wir für die Zukunft alles Gute und recht viele erfolgreiche Konzerte!

▼ Auch das Streichorchester der Altenessener Bergwerks-AG besteht schon seit 25 Jahren. Vierzig Musiker gehören ihm an. Das Festkonzert bewies wieder einmal, wie hoch das Können dieses Orchesters einzuschätzen ist



▲ Dirigent Hans Keppler hat das Streichorchester in 25 Jahren auf seinen hohen Stand gebracht. Viel Liebe und Mühe gehörten dazu. Hans Keppler ist von Beruf Lehrer – er leitete die Bergberufsschule der Altenessener Bergwerks-AG



Will Quadflieg

dankte den

Hoesch-Belegschaften



Am 12. Juni luden der Vorstand der Hoesch AG und der Gemeinschaftsausschuß der Betriebsräte aller Hoesch-Gesellschaften in den Festsaal der Westfalenhütte zu einer abendlichen Feierstunde. Will Quadflieg vom Deutschen Schauspielhaus Hamburg, der besonders als Hamlet die Besucher der Ruhrfestspiele begeistert hat, wollte für alle, die an den Ruhrfestspielen hängen und in ihnen eine weittragende Idee sehen, aus Werken von Friedrich Schiller vortragen. Quadflieg, aus Oberhausen stammend, fühlt sich den Ruhrfestspielen ganz besonders verbunden. Dieser Schiller-Abend sollte sein Dank sein für die Gabe der Hoesch-Belegschaften zum Bau des neuen Ruhrfestspielhauses. Wie wir schon in

Heft 1 dieses Jahres berichtet haben, hat der Gemeinschaftsausschuß der Betriebsräte aller Hoesch-Gesellschaften am 20. Januar einstimmig beschlossen, einen Betrag von 1 DM je Belegschaftsmitglied für das Festspielhaus zu spenden.

Dr. Harald Koch vom Vorstand der Hoesch AG begrüßte die Gäste und dankte Will Quadflieg sowie den Herren vom Düsseldorfer Schäffer-Quartett, denen sich Gustav Schneider vom Vorstand der Maschinenfabrik Deutschland als Pianist beigesellt hatte, für die Bereitschaft, diese Feierstunde zu gestalten. Danach übergab Helmut Turck als Vorsitzender des Gemeinschaftsausschusses der Hoesch-Betriebsräte mit

▲ Als Dank für den Beitrag der Hoesch-Belegschaften zu dem neuen Ruhrfestspielhaus trug Will Quadflieg, der den Besuchern der Ruhrfestspiele vor allem als Hamlet und als Peer Gynt in unvergeßlicher Erinnerung ist, im Festsaal der Hoesch-Westfalenhütte aus den Werken von Friedrich Schiller vor. Auf unserem Bild begrüßt Dr. Koch vom Vorstand der Hoesch AG den Schauspieler

herzlichen Worten und guten Wünschen Otto Burrmeister, dem langjährigen Leiter der Ruhrfestspiele, einen Scheck über den Betrag von 50150 DM. Dabei richtete er an Otto Burrmeister noch einmal die Bitte, zukünftig auch wieder Gastspiele in den Revierstädten zu veranstalten. Otto Burrmeister dankte mit bewegten Worten. Er erklärte, daß das Beispiel der Hoesch-Belegschaften Wunder gewirkt habe. »Dank dieser Hoesch-Spende haben wir das Geld für das Festspielhaus bald zusammen!« Nach dieser knappen aber dennoch gewichtigen Einleitung eröffnete das Schäffer-Quartett mit Gustav Schneider am Flügel den der Kunst gewidmeten Abend mit dem Klavierquintett in Es-Dur von Robert Schumann. Stück, Künstler und Darbietung begeisterten wie im Frühjahr bei der Jubilarfeier der Maschinenfabrik Deutschland.

Danach betrat Will Quadflieg die Bühne. Er begann mit kleinen, weniger bekannten Gedichten, steigerte das Gewicht und die Bedeutung der Verse über »Die Worte des Glaubens« zu jenem berühmten Neunten Brief aus der Folge »Über die ästhetische Erziehung des Menschen«, einem Meisterwerk dichterisch-philosophischer Prosa. Es geht darin um die Freiheit und Wahr-



◀ Man sieht Otto Burrmeister die Freude an, mit der er von Helmut Turck (links) den Scheck annimmt, der sich in einen gewichtigen Baustein für das neue Festspielhaus verwandeln wird. Rechts neben Otto Burrmeister Will Quadflieg und Dr. Harald Koch

heit der Kunst, um die Aufgabe des Künstlers, die Menschen zu Wahrheit und Freiheit zu erziehen: »Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Tälern liegt.«

Quadfliegs Sprechkunst ist bestechend: keine Silbe geht verloren, deutlich, klar und sauber artikuliert kommt jedes Wort beim Hörer an. Das ist um so erstaunlicher bei der weitgespannten Skala der Töne, über die Quadflieg verfügt, besonders aber in der Steigerung, wo man vergessen mag, daß ein Mensch diese Verse hervorbringt, so erfüllt von tönenden Stimmen scheint der Raum.

Es waren zwei Stunden schönen Genusses, erfüllt von Musik und Dichtung; es war ein Abend, der eine überströmende Fülle tiefer Gedanken bot. »Acht Tage vorher hatte es in Recklinghausen eine offizielle Schiller-Feier gegeben, in der man wütend gegen alle Konvention zu Felde zog und Schiller mißverstand. Quadfliegs Abend war auch eine Schiller-Feier. Die richtige!« so urteilte die Dortmunder Presse über Will Quadfliegs Besuch bei Hoesch.



▲ Das Düsseldorfer Schäffer-Quartett – ihm gehören Kurt Schäffer, Franz Beyer, Franz-Josef Maier und Kurt Holzbruch an – und Gustav Schneider (rechts) vom Vorstand der Maschinenfabrik Deutschland leiteten den

festlichen Abend mit einem Klavierquintett von Robert Schumann ein; Stück, Künstler und Darbietung hatten schon bei der Jubilarfeier der Maschinenfabrik Deutschland die Hörer begeistert

Über den Sinn der Ruhr-Festspiele

Von Prof. Dr. Carlo Schmid

Wenn es nach den zwölfsten Ruhrfestspielen noch eines Beweises für Bedeutung und geistige Notwendigkeit der Ruhrfestspiele bedurft hätte – die vielen Spenden der Arbeitnehmer im Revier zum Bau des neuen Festspielhauses müßten ein unüberhörbarer und unmißverständlicher Teil dieses Beweises sein. Die Ruhrfestspiele leben. Jedes Jahr versuchen sie von neuem, die sich selbst gestellte Aufgabe zu erfüllen: den Menschen im Revier die Auseinandersetzung mit den geistigen Strömungen der Gegenwart und der Vergangenheit zu ermöglichen. Professor Dr. Carlo Schmid, der Vizepräsident des Deutschen Bundestages, hat mit seiner Festansprache zur Eröffnung der 13. Ruhrfestspiele einen bedeutsamen Beitrag zu Sinn und Aufgabe der Ruhrfestspiele gegeben. Seine Ausführungen über den geistigen Standort der Ruhrfestspiele scheinen uns so aufschlußreich und nachdenkenswert, daß wir sie nachstehend veröffentlichen.

Seit einigen Jahrzehnten ist es üblich geworden, Festspiele abzuhalten. Zum Teil haben diese Festspiele den Sinn, den Ruhm eines großen Namens lebendig zu erhalten, indem man seine Werke im Zeichen der Sinngebung der Ursprungszeit oder aber auch der jeweiligen Gegenwart wiedergibt. In Salzburg feiert man so Mozart, in Stratford-on-Avon Shakespeare. Teils sind sie Ausdruck eines eifrigen Bemühens um reine Pflege des Werkes eines großen Meisters, der großen Meister überhaupt. Teils soll, wie in Bayreuth, eine Weihehandlung vollzogen werden. Zum Teil freilich scheinen Festspiele in erster Linie der Förderung des Fremdenverkehrs dienen zu sollen. Manche sind im Laufe der Zeit zu Jahrmärkten der Eitelkeiten herabgesunken.

Weil sich solche Vorstellungen auch mit dem Namen Festspiel verbinden, ist in letzter Zeit viel Kritik an dieser Einrichtung geübt worden. Sicher mit manchem Recht; doch auch hier darf man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten.

Es gibt Festspiele, die ihren besonderen Sinn haben, einen Sinn, der über bloße Darbietungen erlauchter künstlerischer Leistungen hinausgeht, und die darum eine nationale Bedeutung in Anspruch nehmen können: Festspiele, durch die die Nation in besonderer Weise sich selber vergegenwärtigt, in denen und durch die sie – wenn auch nur in einem Ausschnitt – Wesensbejahung vollzieht – nicht indem sie nur »begrift«, sondern indem sie Begriffenes vergegenständlicht.

Das Vorbild solcher Festspiele wird für alle Zeiten Olympia sein. Wo auch immer der Festspielgedanke über begrenzte Zweckhaftigkeit hinausragte, stand denen, die ihn dachten, bewußt oder unbewußt, dieses Bild vor Augen – dieses Bild, in dem sich die vaterländische Sehnsucht Hölderlins zu Tode träumte – der er in seinem »Gesang des Deutschen« mit dem Wehruf Ausdruck verlieh: »Wo ist dein Delos, wo dein Olympia, daß wir uns alle finden am höchsten Fest?«

In Deutschland war schon in einer Zeit, da noch das Wort »Festspiel« nicht bekannt war, die Idee lebendig geworden, für die dieses Wort steht. Schiller hat in seiner Forderung des Nationaltheaters, das er sich als moralische Anstalt der Nation dachte, an den Tag gebracht, welche Früchte es tragen könnte, wenn eine Nation sich mit dem, was in ihr und in anderen an schöpferischer Kraft künstlerischen Ausdruck finden konnte, konfrontiert. Dieses Nationaltheater sollte der Ort sein, an dem die Nation sich ihrer selbst im Bilde der Kunst ihrer Zeit bewußt wird – und auch die Neuerfassung der Kunstwerke alter Zeit aus dem Geiste, der unsere Welt erfüllt, ist künstlerische Leistung unserer Zeit.

Schiller ging es darum, die Deutschen davon zu überzeugen, daß, was auf der Bühne auch immer gezeigt werden möge, immer dazu zu dienen habe, den Zuschauern – und in den Zuschauern sollte sich die Nation im ganzen gleichsam wie in Stellvertretern sehen – bewußt zu machen, welches die Ordnungen des allgemeinen und des persönlichen Seins sind. Bei dieser Gegenüberstellung aber sollten die Menschen sich nicht isoliert auf sich allein gestellt sehen: die Menschen sollten sich in der Auseinandersetzung sehen, in die sie der notwendige Konflikt mit den gesellschaftlichen und politischen Bezogenheiten immer wieder wirft. Diese Bezogenheiten sind es, die die dramatische und tragische Spannung zwischen dem wollenden Ich und der zu bewältigenden äußeren und inneren Situation aus der bloßen Möglichkeit in die Wirklichkeit emporheben. So wird Kunst Vergegenständlichung des Wirkenden, in der Wirklichkeit in uns und außer uns – und diese Vergegenständlichung geschieht immer durch Verleibung unsichtbarer und oft unsäglichlicher Wechselbeziehungen von außen nach innen und von innen nach außen.

Das Gewicht der Tradition

Denn der Mensch ist nie allein mit sich selbst und nie allein mit seinem Begriffe von sich. Auf ihm lasten, den freien Atem pressend, niederdrückend schwere Gewichte: Tradition, das Ungenügen seiner Geistes- und Willenskräfte, das Reine rein zu erkennen und zu verkörpern; auf ihm lasten die gesellschaftlichen Verhältnisse, die erst verarbeitet sein wollen, ehe sie der Spontanität den Weg freigeben. Mit diesen Lasten auf den Schultern muß dieser Mensch, einem Atlas gleich, sich unter das Kommando der Sternstunde stellen, die von ihm verlangt – auch heute, auch hier – gerade gegenüber diesen Gewichten, die ihn hemmen, quälen, die ihn sich entfremden lassen –, die Einheit von Menschenseele mit Licht und Atem des Geistes in der Bewältigung alles dessen, was die wechselseitigen Bewegungen von Ich, Du und Es aufeinanderhin herausfordern, zu erweisen.

Manche Weise meinen, angesichts der Tatsächlichkeiten, die sich wie Bleigewichte an den Menschen hängen, die ihn sich untertan machen wollen, sei es gut, aus der Geschichte zu fliehen und sich im Elfenbeinturm oder im Garten des Epikur mit sich selber einzurichten oder in der Leere der Wüste die Freiheit zu suchen; manche glauben, das Idyll, das Herausgehen aus den Verflechtungen der Geschichte, könne den Menschen retten. Die so handeln, verkennen, was dem Menschen aufgegeben ist. Die Bewältigung



▲ Professor Dr. Carlo Schmid, der Vizepräsident des Deutschen Bundestages, eröffnete mit einer Festansprache die Ruhrfestspiele, in der er über die Bildungsaufgaben der Arbeitnehmerschaft sprach

von Aufgegebenem aber ist es, was den Menschen ausmacht. Nichts ist gut, was mit der Flucht aus der Zeit und aus der Wirklichkeit erkaufte werden muß. Der Mensch steht am höchsten von allen Wesen, weil er das Größte zu tragen und darzustellen hat; und seiner Bestimmung wird er nur gerecht, wenn er frei bereit ist, dies zu tun. Der Mensch ist Mensch durch Geschichte und Schicksal; er muß das Gesetz der Zeit leben, in die er hineingestellt ist – aber nicht nach zeitlichem Gesetz: er hat es nach dem Maße des Menschen zu leben, und dieses Maß wird in jedem Tun sichtbar, das moralische Größe hat und Einsichten schenkt, durch die wir die Welt und den Menschen reicher sehen. Wo das geschieht, da ist – ungeachtet der Zeit und des Ortes, ungeachtet besonderer geschichtlicher Faktoren und Formen – Menschentum, wird die Idee des Menschen verwirklicht: die Geschichte trübt sie dann nicht; die Verhältnisse trüben sie dann nicht; sie machen sie überhaupt erst sichtbar: Idee und Wirklichkeit des Menschen fallen dann in seiner konkreten Existenz zusammen.

Die Bestimmung des Menschen durch sich selbst, wenn irgend er denkt, fühlt, handelt, ist die Grundlage jedes Wertes. Wo sich der Mensch zum Mittel zu Zwecken entwürdigen läßt, sind seine Taten ohne jeden sittlichen, ja sogar ohne jeden ästhetischen Wert. Freiheit ist aber außerhalb der Notwendigkeit nicht vorstellbar, denn nur dort, wo in Freiheit das Notwendige getan wird, ist die Freiheit mehr als Spiel des Geistes und der Seele, und sie ist dort am größten, steht dort am höchsten, wo sie am innigsten mit dem zusammentrifft, was von der Sache her die Notwendigkeit. Sie ist es, die das Schöne wirkt, denn Schönheit ist nichts anderes als die Verwirklichung der Freiheit in der Notwendigkeit des Stoffes – auch des politischen und gesellschaftlichen Stoffes.

So würden die Festspiele allein schon durch Darbietungen von Werken der Kunst hochgestellten Anforderungen gerecht werden. Aber wir können die Wirklichkeit, innerhalb derer das Notwendige in Freiheit getan werden muß, nicht allein vom Künstler ansprechen und aussprechen lassen. Wir sind bewußter geworden. Wir haben unsere Unschuld verloren: wir wissen, daß der Mensch mit und in seiner Umwelt lebt und daß dort Gesetzmäßigkeiten walten, die weite Schichten unseres Bewußtseins formen und darüber hinaus uns die Felder für unser Wirken können zumessen – freilich ohne verhindern zu können, daß die Auswirkungen unseres Tuns über die also zugemessenen Grenzen hinauswirken. Wir müssen diesen Unterbau der Möglichkeit, frei zu sein, kennen, um meistern zu können, was dort an mechanischen Impulsen und Trägheitsfaktoren sich gegen uns selber selbständig machen könnte.

Wo steht der Mensch heute?

Es ist notwendig, sich darüber Rechenschaft abzugeben, an welchem Ort innerhalb des Koordinatensystems der »Verhältnisse« der Mensch heute steht und wo er zu stehen glaubt – welches sein Bewußtsein von seinem Verhalten zu sich selber, zu den Menschen und zu den Ordnungen ihrer Gemeinschaften ist.

Es ist das Verdienst der Stifter der Ruhrfestspiele, diese Dinge erkannt zu haben. Sie haben sich nicht verführen lassen, nur eine Art zusätzlicher Volksbildungsstätte zu schaffen oder sich mit einem schlichten »Ort der Begegnung« zu begnügen; was sie vorhatten, sollte nicht schierer Selbstbespiegelung dienen, indem man einer Art »sozialem« Snobismus des Ästhetischen frönte. Sie unternahmen das Wagnis, in Recklinghausen eine Stätte zu schaffen, an der der Mensch dieser Zeit in Bild, Ton, Wort und Spiel innwerden kann, was er in der Welt, die diese Zeit geformt hat und die sie auf ihre Art »begreift«, ist und was er in eben dieser Welt sein kann, wenn er sie ganz begreift und sie im Bewußtsein, frei zu sein, indem er das Notwen-

dige aus Erkenntnis tut, anschaut . . . Um Freiheit, auch um diese Freiheit, muß immer gekämpft werden – mit sich, mit anderen, mit den Umständen. Das Kampfgericht ist jeweils der heutige Tag. Auch diese Spiele sind ein Ringen um diese Freiheit. Freilich fehlt ihnen der agonale Charakter der Spiele Griechenlands, darin die Bewußtwerdung im Kampf und im Gericht über den Kampf vollzogen wurde – im Wettkampf der Athleten sowohl wie dem der Redner, wie dem der Dichter . . . Im Wettkampf selber entstand die Norm, und der Eros der Kämpfer im Ringen um ihre Darstellung war ihre Bestätigung.

Wir sind analytisch geworden. Wir zerlegen das Erlebte und setzen die Elemente des Zerlegten in unserem Bewußtsein wieder zusammen. Und darum ist bei uns das »Spiel« nicht sein eigenes Kampfgericht, so wenig, wie es der Schöpfungsakt der Norm ist. Es kann nur Relationen aufzeigen: Wir sagen: das ist der Bessere, das Bessere; wir sagen nicht das ist der Gültige, das ist das Gültige.

Aber jedes Zeitalter verwirklicht sich nach seinen eigenen Gesetzen, und wir tun recht, es nicht so halten zu wollen wie die Griechen – wir dürfen nicht ihre Papageien und ihre Affen werden wollen . . .

Das Bild der Taten und Tage des Trojanischen Krieges kann uns, die wir durch die Schule der Soziologen, der Psychologen, der Entschleierer der Ideologien gegangen sind, nicht als das geschlossene Fresko erscheinen wie einst Homer – er wird in uns durch Nachdenken der Bezüge seiner Faktoren zu einem Sinnzusammenhang.

Herausforderung an das Musische

Die Stifter unserer Spiele haben recht getan, sie in diese Stadt zu verlegen. Ihr Äußeres scheint allen Musen Hohn zu sprechen – gerade darum stellt sie eine Herausforderung an die Kräfte des Musischen in unserem Volke dar, die entweder zur Unterwerfung unter seine Gegenwelt zwingt oder die äußerste Anstrengung verlangt, in seinem Zeichen zu siegen. Hier gleich nebenan, in Dortmund, hat man Ähnliches getan, als man unternahm, den Menschen zu fühlen zu geben, daß der Boden, aus dem man die Kohle gräbt und über dem ein Himmel voller Ruß hängt, auch Blumen tragen kann – ja, daß die Herausforderung dieses Himmels, dieses Bodens uns recht eigentlich fähig macht, in der Lust des Anschauens dieser Blütenpracht die Idee der Blume zu erfüllen.

Vielleicht bewirkt die Wahl dieser Stadt Recklinghausen Ähnliches. Vielleicht aber lag dies außerhalb der Erwägungen der Stifter dieser Spiele – dann hätte wieder einmal die List der Idee einen Sieg davongetragen.

Dieser Idee war gemäß, den würdigsten Ort für solches Unterfangen nicht unter den Musenhügeln an Neckar oder Rhein, den Parks im Lande Jean Pauls – der Flöte von Maienthal und Blumenbühl – zu suchen, sondern in der Landschaft, da die Halden des schwarzen Goldes in das Grün der Feldflur und der Laubwälder hineinwachsen – wo neben den Glockentürmen der Dörfer und Städte die Fördertürme von der Erde auf den Himmel und seine Sterne deuten – in der Landschaft, die wie keine andere hervorbringt, was unseren Leib nährt, was uns die Kraftströme zubringt, ohne die unsere Erde erstarrte – in der Landschaft, darin die Erde ge-

fordert ist, über ihre Kraft zu geben – in dieser Landschaft, die vom Menschen fordert, alles zu geben, was er an Vermögen hat, die Welt zu verändern – in jener Landschaft, darin der Mensch, fast ganz auf sich allein gestellt und von allen Stützen der Seele und des Gemüts verlassen, den heldenhaften Kampf gegen die Übermacht der entfremdenden Kräfte hat führen müssen und geführt hat . . .

Denkmäler des Menschen

Die Menschen früherer Zeiten konnten sich mit ihrer Arbeit und in ihr in Bildern des Schönen und des Heiligen selber Denkmäler setzen. Sie konnten, was sie erschuf, mit allem ausziehen, was in Bild und Gleichnis das Gefüge der Welt darstellt: Ihre Dome, Rathäuser, Zunfthäuser, Tuchhallen zeigten in Bildern von Engeln und Dämonen Szenen der Heilsgeschichte, Gepränge der Kaiserherrlichkeit, was diese Welt mit der der Oberen und Unteren zusammenhält und wie sich diese Welten, einander durchdringend, zu dem einen Kosmos verbinden. Die Bauhütten der Dome stehen nicht mehr . . . Die mächtigsten Bauhütten unserer Zeit stehen hier in dieser Stadt und ihren Schwesterstädten! Sie meißeln keine Wasserspeier, kein Maßwerk, keine Engel und keine Dämonen . . . Sie bauen keine hochragenden Hallen, keine Türme – sie bauen jeden Tag an dem Fundament, das unser Leben trägt – wie der flache Acker, den der Bauer bestellt und der schmucklos ist, reinstes Zweckwerk, auch wenn am Rain Blumen stehen – aber sie sind Orte, an denen alles aufflammen kann, was das Erz, das der Mensch der Erde entreißt, im Feuer seiner Leidenschaft zu schaffen, zu schmelzen und zu hämmern vermag.

Ihre Werke sind nüchtern, »Technik«, bloße Zweckmäßigkeit, die sich aller Auszierung, jeder über sich hinausweisenden Deutung verschließt. Da ist auch Schönheit – aber diese Schönheit vermag nur zu befriedigen wie die Lösung einer Mathematikaufgabe zu befriedigen vermag: sie kann Eleganz und Wucht haben, aber sie drückt kein Sein aus, sondern nur Gültigkeit in bezug auf eine gesetzte Aufgabe.

Dies ist unsere Welt

Aber diese Welt ist unsere Welt, und wir haben recht, sie zu lieben, wie wir recht haben, die Kunst zu lieben, die sie hervorbringt und darin sie sich ausdrückt – und sei es ihre Unsicherheit über den Weg, sei es ihre Leere, sei es ihre Ratlosigkeit . . . Sie ist nicht unsere ganze Welt, sie ist aber ihr Fundament, und sie wirkt mächtig auf den Stil unserer Lebensordnungen. Ihre Werke stehen unter dem Gesetz der Serie, deren zweites Produkt schon Klischee und Schablone ist. »Form« ist nur, wo ein eigenes Denkbild waltet, freilich eines, das dem zu gestaltenden Stoff zugeordnet ist. Überlassen wir diese Welt der Zwecke und ihre Mechanik sich selber, werden wir arm bleiben . . . Kraft, Tüchtigkeit, der Stolz der Erbitterung, der Stolz der Verbannten sind viel, aber nicht das Letzte, so hoch auch ihr Rang sein mag. Wir sollen sie alle gelten lassen, wir müssen aber durch sie hindurch auf etwas anderes zielen. Die Psyche mag ihre Mechanik haben, die Seele hat keine: in ihr wirken die Gesetze der Schwerkraft nicht absolut. Und so hat die Seele ihre eigenen Ansprüche. Wo diese nicht ihr Eigenes findet, reduziert sich alles auf

Quantitäten und deren wechselseitige Beziehungen: Dies ergibt die Welt des Rechenschiebers und ihre Ergänzung durch den Aberglauben.

Es gibt keine Massenseele

Dies haben die Stifter dieser Festspiele erkannt. Sie sollten ein lebendiger Aufruf sein, vor der Arbeit und der Befriedigung, die sie dem Tüchtigen gibt, nicht die Seele zu vergessen, die Seele nicht, und nicht den freien Geist! Die Seele ist aber immer nur Seele des einzelnen – die Seele ist nicht identisch mit den Antrieben und Reaktionen von Kollektiven. Es gibt keine Massenseele, es gibt nur eine Massenmechanik. Wir müssen deren Gesetzmäßigkeiten kennen, sonst wird, was wir von der Seele aussagen, nur ins Bodenlose und Leere treffen – bestenfalls wird es für den Menschen im Elfenbeinturm gelten, und das ist nicht der Mensch, den wir meinen, wenn wir sagen, daß der Mensch sich in der Geschichte darstelle.

In dem Koordinatensystem dieser Gesetzmäßigkeiten haben wir den Ort des Menschen und das Diagramm des Waltens seiner Seele zu suchen und zu bestimmen. Die so in ihrem »Ort« bestimmte Seele ist es, die uns angeht, wenn wir lehren, formen, wenn wir auf dem Weg zum Notwendigen in die Freiheit führen wollen. Lassen wir auch hier Schiller sprechen; er sagt: »Ich glaube, daß die einzelne, ihre Kräfte entwickelnde Menschenseele mehr ist als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese für ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk. Der Mensch aber ist das Werk der unerreichbar großen Natur. Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls, aber der Mensch ist ein notwendiges Wesen, und durch was sonst ist der Staat groß und ehrwürdig als durch die Kräfte seiner Individualitäten! Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk, aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst und der Schöpfer des Gedankens!«

Gemeinschaft: Werk des einzelnen

»Der Mensch ist die Quelle der Kraft . . .« Diese ist es, was in den Gemeinschaften wirkt: sie ist es, was die Gemeinschaft selbst wirkt. Ihr Werk hängt von dem Werk der einzelnen Menschen ab, die sie ausmachen. »Nur in dem schönen Gemüt bildet das Ganze sich ab . . .« Hat sich der Mensch »gebildet«, dann ist auch der Staat gebildet, dann ist auch die Gesellschaft gebildet, dann ist die Gemeinschaft davor geschützt, zu bloßer Massenhaftigkeit verunstaltet zu werden. Bleibt der Mensch roh oder bloße Natur im Sinn schon ausgewirkter Naturkraft, dann wird auch sein Staat, dann wird auch seine Gesellschaft zu bloßer, schon ausgelebter Natur, zu bloßer Mechanik geworden sein. Dann aber wird der Mensch zu einem bloßen Objekt des Wirkens seelenloser Mechanismen und sein »Leben« zu einer Funktion derselben – und wo bleibt dann im Menschen der Mensch? Der Mensch bewältigt seine Umwelt und seine Stoffe nicht schon, indem er sie unter die Gewalt seiner analytischen und konstruktiven Kräfte beugt – sondern indem er sie in sich hineinarbeitet, indem er sein Bild in sie hineinprojiziert: indem er erkennt, daß in jedem Stoff alle Bilder stecken, die er aus ihm herauszumeißeln wagt. Michelangelo hat dies unvergleichlich in einem Vers ausgedrückt, der da besagt, daß in jedem rohen

Block Marmor alle Bilder steckten, die auch der höchste Künstler sich auszudenken vermöchte. Das Werk des Künstlers also, das Werk des Bildners also ist nichts anderes, als von dem in den Stoff hineinentworfenen Bild, der beglückenden – oder peinigenden – Ernte seiner Begegnung mit der »Welt«, das Überflüssige, das Widerstrebende wegzumeißeln . . .

Kultur: Bewältigung der Umwelt

Diese Bewältigung der Umwelt, der Rohstoffe der Bedingungen seines Daseins, der Rohstoffe in ihm selber, die beide in ihm wirken, darin er seine Grenze und seine Möglichkeit sieht, und die er beide seinerseits in ihre Form bringt, indem er auf ihre Herausforderung antwortet, diese Bewältigung nennen wir Kultur. Kultur wächst im Acker der Natur, und darum gibt sie nur, wo ein lebendiges Geschichtsbewußtsein besteht – ist doch auch die Natur in uns zu Geschichte geworden, seit wir erkannt haben, daß sie ist, was wir aus ihr machen, und wir, was sie aus uns macht – und darum ward auch Geschichte in uns zur Natur.

Es hat Zeiten gegeben, in denen die Kultur als Verleugnung der Natur und damit als Verunstaltung des Menschen angesehen worden ist. Rousseau hatte auch in Deutschland viele Jünger . . . Mag ihm sein, wie ihm wolle – das »Zurück-zur-Natur« Rousseaus ist unmöglich, denn der Schritt vom Natur- zum Kulturzustand ist nicht umkehrbar. Außerdem: wenn das, was die Geschichte uns zubringt, in uns zu Natur werden kann, sollten dann nicht auch Sitten und Kultur, wenn sie aus der wahren Quelle gespeist werden, dem Menschen nicht zu schöpferischer Wirklichkeit, zu schöpferischer Natur werden? Die Selbstentfremdung, in die die Spannung zwischen bloßer Tatsächlichkeit und Kultur den Menschen geworfen hat, wird aufgehoben sein, wo immer das beschränkte tatsächliche geschichtliche Wesen seiner Lebensumstände vom Geiste her durch Bewältigung des Notwendigen von der Erkenntnis des Gebotenen aus in eine moralische Wirklichkeit überführt wird.

Hat es nun einen besonderen Sinn, daß es gerade die Gewerkschaften sind, die die Ruhrfestspiele mittragen? Und ist es möglich, das bisher Ausgeführte in die Deutung dessen miteinzubeziehen, was unter der Ägide und Verantwortung der Gewerkschaften geschieht?

Der Platz an der Sonne

Man hat das Instrument, das sich die Arbeiterbewegung geschmiedet hat, um den so lange Zeit Enterbten einen besseren Platz an der Sonne zu erkämpfen, oft als den Ausfluß »materialistischen« Denkens betrachtet und entsprechend abgewertet – und oft haben Menschen, die es eigentlich besser hätten wissen können, dieses Mißverständnis geteilt. Man gab vor zu glauben, es komme den Gewerkschaften nur darauf an, höhere Löhne zu erkämpfen, damit der Arbeiter sich ein größeres Beefsteak leisten könne – also seinem Bauche dienen könne, statt »Höherem« nachzustreben . . . –, daß es ihnen darauf ankomme, kürzere Arbeitszeiten zu erstreiten, damit der Mensch weniger zu arbeiten brauche – wo doch die Arbeit die eigentliche Tugend des Menschen sei –, also damit der Mensch faulenz könne . . .

Ach nein – um diese materiellen Dinge wurde gekämpft, weil ohne ein Minimum an Wohlstand, weil ohne ausreichende Freizeit der Mensch dazu verurteilt ist, um sein tägliches Brot jeden Tag in der Angst zu kämpfen, ob er es morgen seinen Kindern werde reichen können – weil sonst die Arbeit zu bloßer Mühsal wird, die keine schöpferischen Vermögen aufkommen läßt – denn ohne Muße verkommt der Mensch.

Bezeichnen wir, was den Sinn der Arbeit der Gewerkschaften ausmacht, in einem Satz: Die

zu »Volk« zu gliedern und in einen Wachstumsprozeß überzuführen, was sonst bloßer gesellschaftlicher und politischer Mechanik steuerlos unterworfenen Flugsand geworden wäre. Das berechtigt und verpflichtet sie aber dazu, von sich aus und mit dem Anspruch, dabei die Nation mit zu vergegenwärtigen, immer wieder Zeugnis davon abzulegen, worin sie im letzten Sinn ihre Leistung sehen, der da ist: das Tor weit aufzuschließen, von dem aus die Wege gehen, die uns zur Erkenntnis der Wahrheit des Schönen und des Guten und des Sinnes



▲ Nach der Eröffnung der Ruhrfestspiele sahen wir Professor Dr. Carlo Schmid im Gespräch mit Georg Reuter, dem stellvertr. Vorsitzenden des DGB (Mitte), und mit August Schmidt, dem ehemaligen Vorsitzenden der IG Bergbau

Gewerkschaften wollen dem Arbeiter bessere Arbeits- und Lebensbedingungen im Materiellen erkämpfen, damit ihm auf dem Felde des Seelischen und Geistigen der Ruhm erschlossen werden könne, in dem entstehen, gedeihen und schöpferisch werden kann, was wir die Kultur nennen! Die Gewerkschaften sind eine der entscheidenden Voraussetzungen dafür, daß Kultur nicht zum Privileg einer dünnen Schicht von Gutweggekommenen und von Ausnahmehmenschen heruntersinkt, sondern daß sie ein Lebenselement auch derer werden kann, die durch die Mechanisierung unseres Lebens, durch die Atomisierung der Lebensverhältnisse als Folge der industriellen Revolution der Gefahr der Selbstentfremdung ausgeliefert worden sind!

»Masse« in »Volk« gliedern

Die Gewerkschaften erfüllen damit eine nationale Aufgabe höchsten Ranges: durch ihren Bestand und ihr Wirken helfen sie mit, »Masse«

unserer Bemühungen um die Bewältigung der Natur außer uns und in uns führen können – reich verzweigte Wege, oft labyrinthisch verschlungene und in Spiralen vor- und rückwärts, aufwärts und abwärts führende Wege, an deren Kreuzungen und Biegungen nur selten Richtungsschilder stehen und auf denen uns darum letztlich nur der Kompaß in der eigenen Brust und der ausgestreckte Finger eines Vorbildes oder das Flammenzeichen eines der großen Leuchttürme der Menschheit die Richtung weisen können, bei der wir der Forderung des Tages Genüge tun können, ohne uns an den Tag zu verlieren.

Es wäre freilich ein schrecklicher Irrtum zu glauben, die Gewerkschaften könnten Kultur »machen«. Sie können dies ebensowenig, wie der Staat oder wie irgendein anderer gesellschaftlicher Verband dies könnte. Kultur ist keine Veranstaltung, die man organisieren könnte – Kultur ist ein Gewächs, dessen Millionen Wurzelfäden jeder einzelne in der Brust von Millionen einzelnen Menschen gründen, aus der sie die Nahrung ziehen, die oben am Stamm im Licht des Geistes der jeweiligen Zeit in Blatt, Blüte und Frucht zu einem allgemeinen Gut wird, das zurückströmt in Geist und Seele der Menschen und sich dort in neue schöpferische Kräfte verwandelt, die, aufsteigenden Wachstumssäften gleich, den Frucht- und Blütenbaum unserer Erkenntnis des Guten

und Schönen nähren und uns des Glückes innerwerden lassen, die Bestimmung des Menschen erfüllt zu haben.

Nein, die Gewerkschaften können so wenig wie andere gesellschaftliche Institutionen Kultur »machen« – aber sie können Hebammendienste leisten: sie können helfen, daß gesund ans Licht komme, was ans Licht treten will, und sie können dem Neugeborenen bei seinen ersten Schritten helfen.

Bildung: Entwicklung schöpferischen Vermögens

Dafür gibt es mancherlei Wege, aber alle müssen, wenn sie zum Ziele führen sollen, Wege der Bildung des Menschen sein; die bloße Ausbildung des Menschen, das bloße Tüchtigmachen für die Einordnung in den Wirtschaftsprozeß genügt dafür nicht.

Ausbildung heißt die Vermittlung der Fähigkeiten, die notwendig sind, um mit den Umständen fertigzuwerden, die die äußeren Bedingungen der Erhaltung unseres Lebens sind. Bildung aber bedeutet Entwicklung der schöpferischen Vermögen in uns, die uns in die Lage versetzen, mit uns selber fertigzuwerden – mit uns selber gerade in dieser Umwelt. Bildung geschieht dort, wo wir wecken, nähren und entfalten, was uns gestattet, die Welt, in der wir leben, in uns in einer Weise fruchtbar werden zu lassen, die das Vermögen, sie zu erfassen und uns mit ihr und sie mit uns anzureichern, so ausformt, daß wir des Sinnes unseres Daseins gewiß werden können. Dem gebildeten Menschen öffnet die Welt den Zugang zu ihrer Fülle – und je mehr er von dieser Fülle für sich holt, desto reicher wird die Welt . . .

Natürlich kann nicht alles, was es hier zu tun gibt, von den Gewerkschaften geleistet werden. Das Elternhaus, die Schule, die Religionsgemeinschaften, die Gemeinde, der Staat – selbst durch seine Art, den Menschen als Bürger zu erfassen, ja »herauszufordern« – haben hierbei unendlich viel zu tun.

Vermassung der Isolierten

Der isolierte Mensch wäre heute hilflos der Vermassung preisgegeben, wenn er nicht von einer brüderlichen Gemeinschaft aufgenommen würde, die ihm hilft, sich zu behaupten, wenn die seelenlosen Mechanismen unserer Industriewelt ihn zu ihrem Objekt machen wollen. Freilich, diese Brüderlichkeit kann nicht in bloßer Spontanität wirksam werden – sie braucht einen Unterbau, sie bedarf einer Organisation. Man rede doch nicht so leichtfertig von Vermassung, wo man auf Organisation stößt! Viele derer, die über Vermassung klagen und die versuchen, ihr mit Mitteln, die diese Zeit nötig und notwendig macht, zu wehren und mit ihren Ursachen und Phänomenen im Bewußtsein, daß Geschichte nicht umkehrbar ist, fertigzuwerden, wünschen sich und wünschen uns eine Art von biedermeierlicher Welt – aber es gab auch und es gibt auch Vermassung im Biedermeierstil . . . Vermassung ist im letzten auch ein Unbildungs-Phänomen! Vermassung geschieht, wenn der Mensch hinnimmt, daß außermenschliche Kräfte sein Leben zur Funktion ihrer selbst machen. Sie tritt ein, wenn er nicht immer wie-

der darauf besteht, sein Leben aus eigener Kraft, nach eigenem Denkbilde zu leben! Aber auch durch sich selber kann man nur innerhalb einer Lebensordnung leben, und man kann nur in der Auseinandersetzung mit den Kräften dieser Lebensordnung sich lebendig fühlen. Diese Ordnungen sind Ausfluß von Menschenwerk. Es ist nicht zwangsläufig, daß sie geschaffen werden. Sind sie aber geschaffen worden, dann haben sie ihre Zwangsläufigkeiten, und diese sind recht realer Art. Wir haben nur die Wahl, entweder uns zu Objekten dieser Mechanismen machen zu lassen, solange wir ihre Voraussetzungen nicht zu ändern vermögen, oder den Mut zum »Savoir résister« zu haben . . . Die Gewerkschaften sind ein Werk des »Savoir résister«, des Widerstehens, derer, die man gezwungen hat, sich ihrer selbst zu entfremden, und die man dieser Entfremdung überlassen wollte – sie waren ein Nein dazu, sie waren die Form, in der Menschen sich die Möglichkeit zur Selbstachtung aus eigener Kraft verschaffen wollten und verschafft haben – und waren darüber hinaus der Schlüssel, der ihnen das Tor zum Wege zu den Dingen öffnen sollte, die das Leben lebenswert machen: Freiheit, Bildung, lebendige Mitgestaltung der Lebensordnungen, in die uns die Geschichte stellt.

Hier haben sie den Schwerpunkt ihrer Wirkung zu sehen. Dies drücken auch die Recklinghäuser Tage aus. Damit rufen die Gewerkschaften den arbeitenden Menschen, die sich solange als Parias der Gesellschaft fühlen mußten, jedes Jahr ins Bewußtsein zurück – und zwar unter ihrer Verantwortung und so, daß jeder sieht, daß hier die Arbeiterschaft spricht –, was es an Schönerm, was es an Großem, was es an Erleuchtendem in den Werken gibt, darin sich das Erhabenste des Menschengeistes ausdrückt – in jenen Werken des Geistes und der Seele, darin der Mensch – immer wieder dem Gebote von Delphi folgend, das da lautete: »Erkenne dich selbst« – die Antwort auf die Frage gibt: Was ist der Mensch? Was sind seine Ordnungen? Worin und wie erfüllt er seinen Sinn?

Bildungsaufgabe der Gewerkschaften

In dieser Bildungsaufgabe liegt die Krönung des Werkes der Gewerkschaften. Denn ohne Bildung wird eine der bedeutendsten Errungenschaften, die die Technisierung unseres Arbeitsprozesses erlaubt hat, die immer fortschreitende Steigerung der Freizeit, zum Fluche werden. In der arbeitsteiligen Gesellschaft stellt Form und Inhalt abhängiger Arbeit für den Menschen wohl in den seltensten Fällen Wesensbejahung dar, einen Selbsterzeugungs- oder Vergegenständlichungsakt . . . Diese Art von Arbeit entfremdet den Menschen der Natur, sich selbst, der menschlichen Gattung überhaupt. Der Entfremdungsprozeß hat den Menschen ergriffen, weil die Zeit an der Maschine den größten Teil des Tages beansprucht. Wenn aber die Arbeitszeit in ihrem Volumen hinter der Freizeit zurücktritt, wenn der arbeitende Mensch also ausreichend Zeit bekäme, etwas mit sich anzufangen, das seine schöpferischen Kräfte auch im Alltag entfaltet und zur Wirkung bringt, und so die Arbeit im Betrieb als etwas Komplementäres zu betrachten, könnte es sein, daß sich die Entfremdung des Menschen aufhebt und der Mensch frei wird, denn dann schaut er, arbei-

tend, sich in einer von ihm geschaffenen Welt an.

Freizeit: Fluch oder Langeweile?

Die zweite industrielle Revolution, die die Automatisierung und die Atomenergie heraufführt, wird den Menschen immer mehr freie Zeit bringen. Dies wird entscheidende Auswirkungen haben. Aber man täusche sich nicht: Diese erhöhte Freizeit wird zu einem Fluche werden, wenn sie zu nichts anderem wird als zu leerer, zu von anbefohlener, gewissermaßen fahrplanmäßiger Arbeit nicht ausgefüllter Zeit. Dieser Fluch wird Langeweile heißen. Man wird versuchen, ihn zu bannen, indem man sich von außen angebotenen und organisierten Vergnügungen ergibt. Diese werden den Menschen immer unfähiger machen, Mensch zu sein, immer unfähiger, sein Leben schöpferisch zu gestalten, immer unfähiger, sich selbst frei in seiner Welt zu verwirklichen. Nur wenn es gelingt, diese freie Zeit in Muße zu verwandeln, wird die Leere aus ihr weichen. Dann könnte geschehen, daß die Arbeit von dem her bestimmt wird, was der Mensch in der Muße in sich gebildet hat, statt umgekehrt die freie Zeit zu einer Art von Abfallprodukt der Maschinenzeit absinken zu lassen, das zu nichts anderem mehr taugen könnte als dazu, die verbrauchte Arbeitskraft zu reproduzieren. Muße setzt Bildung voraus. Bildung ist aber immer Bildung zur Freiheit. Dorthin führt sie, wenn sie uns lehrt, das Notwendige in Freiheit zu tun, und das bedeutet: von der Sache her die Not zu wenden – und jedes hilflose Treiben im Strudel der Verhältnisse, jedes bloßes Objekt-Sein im Griff seelenloser Mechanismen ist Not!

Der Mensch braucht Vorbilder

Darum führt Bemühung um Bildung nur dann zu wirklicher Bildung, wenn sie es vermag, dem Menschen die Freiheit nicht nur als ein Idol erscheinen zu lassen, sondern als oberste Lebensmacht, also als das Gut, das allein das Leben zu Leben macht und das man darum keinem anderen Gut, auch nicht dem des technischen Fortschritts, unterwerfen darf – dieses technischen Fortschritts, der seine letzte Rechtfertigung doch nur in dem Maße findet, in dem er dem Menschen die Chance gibt, sich von dem entmenschenden Zwang der äußeren Umstände seiner Lebensordnungen freizumachen.

Die großen Werke der Kunst sind unsere heilsamsten Bildner, wie es die großen Weisen, wie es die großen Heiligen sind. Vor ihnen und durch sie werden wir – indem wir einiges von den Kräften spüren, die sie haben entstehen lassen – vermögend, uns zu bilden und mit uns selbst die Welt in Verfassung zu bringen, in der uns darzustellen uns aufgegeben ist. Weil dem so ist, weil ohne die großen Vorbilder der Mensch nicht werden kann, was seine Bestimmung ist, folgt die Gewerkschaft ureigenster Verpflichtung, wenn sie dem Volk im Licht in diesen Festspielen die Leuchtfeder zeigt, an denen wir uns orientieren können.

Diese Festspiele sind kein bloßer Zierat des »Gewerkschaftsbetriebes« – die Ruhrfestspiele sind Wesensbejahung des Menschen im Jahrhundert der Arbeit an der Maschine, sie sind ein Stück Selbsterkenntnis und Selbstbestätigung der Nation.

„Wir können ein solches Buch nicht akzeptieren!“

Oberbürgermeister gegen Tendenz des Bildbandes „Im Ruhrgebiet“

Oberbürgermeister Nieswandt wendet sich in einem Schreiben vom 5. September entschieden gegen die Tendenz eines im Verlag Klepenheuer & Witsch erschienenen Bildbandes „Im Ruhrgebiet“. Der vom Fotografen Chargesheimer und dem Autoren Heinrich Böll zusammengestellte Bildband gibt Impressionen aus dem Ruhrgebiet, die nach Ansicht von Oberbürgermeister Nieswandt und der Wirklichkeit nicht gerecht werden. Oberbürgermeister Nieswandt hat dem Verlag Klepenheuer & Witsch ein Schreiben an den Verlag Klepenheuer & Witsch in Köln geschickt.

Zu zeigen, wie es ist

Antwort von Dr. J. C. Witsch zum Thema Chargesheimer/Böll
unserer Ausgabe vom 6. Dezember 1958
offenen Brief, mit dem der Essener
einrich Böll Stellung genommen hatte.
bandes, Dr. Joseph C. Witsch, das Wo
stehend seinen Brief.

Köln, 16. Januar
Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister!

Ich bin nicht der Photograph Chargesheimer, und ich bin nicht der Dichter Heinrich Böll. Ich bin nur der Verleger, der das Buch herausgebracht hat, der es allerdings glänzend fand, weil der es einzigen Grund: Weil hier ein Begriff dessen, was Ruhrgebiet ist, und wahrscheinlich bleiben wird, und im Bild auf eine eben finstere wie großartige Weise in Erscheinung tritt.

Krieg“ um ein Buch „Im Ruhrgebiet“ im Widerstreit der Meinungen

Das Buch „Im Ruhrgebiet“ des Kölner Fotografen Chargesheimer mit Text des Kölner Dichters Heinrich Böll hat im Verlag Klepenheuer & Witsch in Köln eine bewegte Diskussion hervorgerufen. Der im Verlag Klepenheuer & Witsch in Köln erschienene Bildband hat vor allem in Essen, Gelsenkirchen und Bochum Proteste hervorgerufen. „Das ist nicht unser Ruhrgebiet“, sagt der Chor. „Genau so ist das Ruhrgebiet aus“, beteuert der Gegenseite. Der Krieg um ein Buch ist entbrannt.

Die Stadt Gelsenkirchen bedauerte in ihrem gestern veröffentlichten Brief diese Neuerscheinung, weil sie in pessimistischer Voreingenommenheit und beispielloser Einseitigkeit der flüchtige Eindruck über bekräftigt werde, die das Ruhrgebiet nur als hastig durchreisende und verdrossene Gelegenheitsbegegnung kennen würden. Die Ruhrgebietsstädte, die, wie Gelsenkirchen, sich bemühen, der Heimat und dem Ausland ihr wahres Gesicht zu zeigen, sind über dieses Werk bitter enttäuscht und lehnen es als allgemeingültige Aussage ab.

Der Essener Oberbürgermeister Wilhelm Nieswandt hat bereits Anfang Dezember die Autoren des Bandes, Heinrich Böll und Chargesheimer eingeladen, das Ruhrgebiet noch einmal zu besuchen, damit sie unter Führung Berufener, das echte Revier kennenlernen. Nieswandt hatte dem Verlag geschrieben: „Die Ruhrgebietsstädte — und dies gilt auch für Essen — sind es gründlich leid, dargestellt zu werden, die nicht einmal mit der Realität der Gründerjahre übereinstimmt, geschweige denn mit der Gegenwart.“ Die Autoren hätten nichts von dem Aufstreben der Ruhrstädte, nichts von den zahlreichen Parks und landschaftlichen Schönheiten des Reviers, von dem Kultur- und Kunstschätzen, von dem regen kulturellen und gesellschaftlichen Leben sowie von den vorbildlich gebauten Siedlungen in den Band aufgenommen.

Die Wirklichkeit wird entstellt

Oberbürgermeister protestiert gegen neuen Bildband „Im Ruhrgebiet“

In einem Schreiben an den Verlag Klepenheuer & Witsch in Köln wendet sich Oberbürgermeister Nieswandt mit aller Schärfe gegen die einseitige Art, wie das Ruhrgebiet in dem neuen Bildband des Verlags „Im Ruhrgebiet“ dargestellt ist. „Die Ruhrgebietsstädte, und dies gilt auch für die Stadt Essen, sind es gründlich leid, von Außenseitern in einer Weise dargestellt zu werden, die nicht einmal mit der Realität der Gründerjahre übereinstimmt, geschweige denn mit der Gegenwart“, schreibt der Oberbürgermeister.

Er stellt die Frage, ob die Autoren (Text: Heinrich Böll, Fotos: Chargesheimer) vorhandene Vorurteile untermauern wollten. Es sei eine deutliche Tendenz zu erkennen, während die Bildbände beanspruchten, den Käufer und Betrachter mit unbestechlicher Objektivität zu unterrichten.

Einfach übersehen

Im einzelnen wird darauf hingewiesen, daß nur ein Teil der Wirklichkeit im Bild festgehalten sei. Völlig außer acht gelassen aber sei das Aufstreben der jungen Städte,

das Behüten kultureller und historischer Stätten, das rege kulturelle Leben, der eindrucksvolle Wiederaufbau, Parks, Wälder und die reizvolle Ruhrlandschaft.

Was aber wird gezeigt? Trostlose Landschaften, grauerregende Wohnhöhlen, finstere, schmutzige Siedlungen der Vorkriegszeit und der Gründerjahre, Trümmerhaufen, Mülltonnen, Verkommenheit, verzerrte Gesichter der Arbeiter, sonst Menschen nur als Masse auftretend: und das alles großartig fotografiert. Ist das die Wirklichkeit, ist das Chargesheimers Wirklichkeit? Nein, es ist ein untypischer, entstellender Ausschnitt. Es sind keine Potemkinschen Dörfer, aber es ist entstellende Tendenz. Mag sie bewußt oder unbewußt sein.

„Spielzeug und Granaten“

Aus dem Text von Heinrich Böll führt der Oberbürgermeister Zitate mit der gleichen Tendenz an, wie sie aus den Bildern spricht: „Krupp — Essen — Kanonen — Bergleute — Macht“ heißt es in dem Buch an einer Stelle. Und

weiter: „Fast scheint es, als eilten sie, weil sie sich schämen, daß sie den Fremden den Weg durch diese Provinz nicht ersparen können.“ An einer anderen Stelle, abgeleitet von dem Wort Produkt — „on“: „Aus diesem ON kann man alles machen: Kinderspielzeug und Handgranatenstiele, Einkaufstaschen und Formen, in denen Bomben gegossen werden...“ „Vielleicht wird das ON... irgendwohin exportiert, wo man Formen daraus macht, in denen man ... Granaten gießen kann.“

Zum Schluß kündigt der Oberbürgermeister an, daß er sich im Interesse der Bevölkerung des Ruhrgebiets, besonders der Stadt Essen, für verpflichtet hält, die Öffentlichkeit auf die „völlig unzutreffende negative Darstellung des Ruhrgebiets“ in diesem Werk hinzuweisen. Er lädt die Verlagsleiter und die Autoren zu einem Besuch ein, um Eindrücke vom Ruhrgebiet zu sammeln, die der Lebenswirklichkeit unseres Raumes mehr entsprechen. wer.

Es hagelt Kritik

Neue Kritik an

Die Gabe Go

Sehr geehrte Schriftsteller! Einige Buchschreiber leider unter die Schwärzer gegangen! In V das Gute meist in servieren sie einse portagen und Bil kaum noch Mü gehen.

Liegt denn gebietes in stellung vor Natürlich Schwarzwe penlands Wertig darin, arbeit für E unter alle Herr

LEBEN Die Farben der Ruhr sind nun einmal grau!

Oberbürgermeister Nieswandt hat am 25. November in einem Offenen Brief gegen den Bildband „Im Ruhrgebiet“ protestiert. Die Bilder und Texte dieses Bildbandes seien untypisch und entstellend, schrieb der Oberbürgermeister in einem Offenen Brief an den Verlag Klepenheuer & Witsch. Der Oberbürgermeister hat dem Verlag Klepenheuer & Witsch ein Schreiben an den Verlag Klepenheuer & Witsch in Köln geschickt.

Umstrittene Schönheit

Das Ruhrgebiet ist anders

Zu dem Bildband von Böll und Chargesheimer „Im Ruhrgebiet“

vor Jahrzehnten war ich einmal
zu Gast in Berlin, und
die Hausfrau erfuhr, daß ich
dem Ruhrgebiet stammte, rang
sie Hände und fragte mich:
„Sie, stimmt das, daß bei
abends die Männer halb-
herumlaufen, sich das Ge-
schwärzen und ein offenes
Hosenband tragen?“
Dane muß eine Verwandte
leierlich Böll oder dem Foto-
Chargesheimer gewesen sein.
rich Böll und Chargesheimer
im Klepenheuer & Witsch
in Köln ein kapitaless Buch
gegeben „Im Ruhrgebiet“.
h, daß sie das Buch „Im
biet“ nennen und nicht „Das
biet“, entschuldigen sie sich
für manches, was an ihrer

sage, der Weisheit letzter Schluß
über das Ruhrgebiet. Aber kurz
vorher reißt der Faden ab, ist
seine Meinung zu Ende. Bis dahin
hat er nur einige Probleme be-
handelt, die uns hier seit langem
bekannt sind, alle Kamellen prak-
tisch, die großen Fehler, als das
Ruhrgebiet erstand.

Kein Wort von den fast wilden,
mit voller Energie vorwärtsgetrie-
benen Anstrengungen des Reviers
— die zum großen Teil schon ge-
lungen sind — vernünftige und
schöne Lebensbedingungen für den
Menschen zu schaffen. Böll betont,
daß die Reisebüros nur Vorschläge
machen, wie man aus dem Revier
hinaus, aber nicht, wie man hinein
kommt. Böll ist der beste Zeuge

nen mit Seen, Segelbooten und
alten Schlössern.

So geben Böll und Chargeshei-
mer das Ruhrgebiet wieder nicht
wie es ist, sondern wie sie es se-
hen: Hinterhöfe, Ruß, Rauch, selt-
durchweg primitive Menschen, zum
Teil grauenhafte Ausschnitte ge-
schwärzter Bergmannsgesichter,
ohne Lachen, ohne Grün, ohne
Glück.

Und wenn man uns schon so ab-
stempelt, so darf in diesem Ton
das Fazit gezogen werden: Seit
Jahr und Tag sind wir im Ruhrge-
biet noch nie so künstlerisch wert-
voll in die vier Buchstaben getre-
ten worden.

W. H. Koch

weiter Proteste Bildband „Im Ruhrgebiet“

die Grünflächen, sondern das, was
hier in der Erde des Ruhrgebietes
an Werten zu finden ist, welche der
Mensch für den Menschen so not-
wendig braucht. Alle, die hier ar-
beiten, diejenigen mit einem
„Das Wort Gottes“.

Kassprache über Ruhrgebiet-Bildband Verleger, Textautor und Fotograf vor dem Stadtjugendring

vor einigen Wochen hatte
el Hanster, der Leiter des
jugendringes, in einem Schrei-
n den Verlag Klepenheuer
Witsch (Köln) zu dem im
erbst erschienenen Bild-
„Im Ruhrgebiet“ kritisch
genommen. (Siehe auch
irklichkeit wird entstellt“
er Ausgabe vom 28. No-

heimer und den Verleger Dr.
Witsch nach Essen eingeladen,
damit sie sich zu dem Bildband und
seiner ganzen Anlage äußern könn-
ten.

Alle drei haben zugesagt. Sie
werden am 14. Januar im Haus am
Kettwiger - Tor bei Toscani vor
Vertretern der Essener Jugend
sprechen. In einem Zwiegespräch
mit Journalisten werden Argu-
mente und Gegenargumente vor-
gebracht werden.

Wir alle, die wir im Ruhrgebiet leben, sind von
zwei Büchern angesprochen, die das Ruhrgebiet
zum Thema haben: von dem Buch „Wohnstätten
an Rhein und Ruhr“, herausgegeben und bear-
beitet von Wilhelm Steinberg, und von dem Bild-
band „Im Ruhrgebiet“ von Böll/Chargesheimer.
Der Bildband „Im Ruhrgebiet“ hat in den ver-
gangenen Monaten einen Sturm im Zeitungswald
des Reviers hervorgerufen, da er nach den Wor-
ten seiner Kritiker zu einseitig nur die häßliche,
graue Seite des Reviers herausstellte. In den Mit-
teilungen der Industrie- und Handelskammer zu
Dortmund setzte sich Dr. Wilhelm Utermann,
der Hauptgeschäftsführer der Dortmunder In-
dustrie- und Handelskammer, mit den beiden
Büchern über das Revier auseinander. An dieser
an der Liebe zum Revier entzündeten und von
großer Einsicht getragenen Auseinandersetzung
möchten wir auch unsere Leser teilhaben lassen.

► Ein Fremder würde es vielleicht nicht glauben; aber dieses Bild von reifenden Feldern und einer aufgelockerten Wohnsiedlung ist mitten im Herzen des Ruhrgebietes entstanden und nicht einmal eine Ausnahme; es ist die Siedlung „Kapitelwiese“ in Essen-Stoppenberg, aufgenommen von Hans Grempel und veröffentlicht in dem Buch „Wohnstätten an Rhein und Ruhr“

Das Gesicht des Ruhrgebietes hat sich verändert

Ende vergangenen Jahres sind zwei Bücher erschienen, die sich in verschiedener Weise mit dem Ruhrgebiet befassen. Es handelt sich um „Wohnstätten an Rhein und Ruhr“, herausgegeben und bearbeitet von Wilhelm Steinberg, und um den Bildband „Im Ruhrgebiet“ von Böll/Chargesheimer. Beide Werke sind in der Öffentlichkeit stark beachtet worden; das erste hat ungeteilte Anerkennung gefunden, das zweite hat neben hohem Lob auch leidenschaftlichen Widerspruch hervorgerufen. Beide Werke heben sich durch Anlage und Ausstattung, vor allem aber durch ihr ernstes Bemühen, Verständnis für wesentliche Probleme des Ruhrgebietes zu erwecken, aus dem übrigen Schrifttum heraus. Beide tun es auf besondere Art, und beide Aussagen sind wertvoll für uns. „Wohnstätten an Rhein und Ruhr“ macht uns mit der Arbeit der vier Gesellschaften Rheinische Wohnstätten AG Duisburg, Rheinisch-Westfälische Wohnstätten AG Essen, Westfälische Wohnstätten AG Dortmund und Westdeutsche Wohnhäuser AG Düsseldorf bekannt. Sie stehen Bergbauunternehmen und Hüttenwerken nahe, die sie vor 25 Jahren gegründet haben, um für ihre Werkwohnungen eine einheitliche Grundlage zu schaffen und den Erfolg ihrer Anstrengungen auf diesem Gebiet durch gemeinsame Arbeit zu vergrößern. Es soll in diesem Zusammenhang nicht auf die Leistungen der vier Gesellschaften im einzelnen eingegangen werden. Sie verdienen unsere uneingeschränkte Hochachtung. In der Jubiläumsdenkschrift werden sie durch reichhaltiges Zahlenmaterial belegt, mit einer Fülle von Einzel-

heiten, die über die Wohnverhältnisse von Arbeitern und Angestellten und die Fortschritte der letzten Jahrzehnte auf diesem Gebiet ein eindrucksvolles Bild geben. Uns geht es hier in erster Linie um die Frage, ob die Tätigkeit dieser Gesellschaften – und natürlich auch der vielen anderen gemeinnützigen Wohnungsbauunternehmungen – das Gesicht des Ruhrgebietes verändert haben, inwieweit sie es schöner gemacht haben als es vorher war. Wenn man die Bilder der „Wohnstätten an Rhein und Ruhr“ betrachtet, wird man die Frage ohne weiteres bejahen. Wir sehen an vielen Beispielen anstatt der unansehnlichen geschlossenen Baublöcke vergangener Zeiten offene Häuserzeilen mit ansprechender Architektur, großzügig durchsetzt mit freundlichen Grünflächen. Sportanlagen, Kinderspielflächen, Schulen und Kleingärten. Miethäuser mit unterschiedlicher Geschoszahl, Zweifamilien- und Einfamilienhäuser, dazu hin und wieder eine Einkaufsstätte, alles geschmackvoll und sinnreich verteilt und gegliedert, so daß Gleichförmigkeit vermieden wird und ein lebendiger Eindruck entsteht. In ihrer Gruppierung zueinander und ihrer Einordnung in die landschaftlichen Verhältnisse ergeben sich Bilder von hohem städtebaulichem Reiz. Nichts erinnert mehr an die eintönige Strenge und die Enge früheren Bauens. Man merkt, daß es heute nicht mehr nur darum geht, Menschen unterzubringen, man will ihnen eine häusliche Umgebung schaffen, die sie gesund erhalten und glücklich machen soll. Die Häuser sind reichlich mit Balkonen ausgestattet und so in den Raum gestellt,

daß den Wohnungen Licht und Luft soviel wie möglich zugeführt wird. Die Pestalozzidörfer, Ledigenheime und sonstigen Gemeinschaftsbauten für Lehrlinge und junge Arbeiter sind besonders hervorragende Beispiele für die Wandlungen, die sich in unserer Baugesinnung vollzogen haben.

Schönheit und Zweckmäßigkeit sind eingezogen

All dies zeugt von der allenthalben empfundenen Notwendigkeit und den ständigen Anstrengungen, die äußeren Verhältnisse, unter denen die Menschen an der Ruhr leben, zu verschönern und sie denjenigen anzugleichen, die andere Gegenden aufweisen, in denen leichtere und weniger Schmutz verursachende Industrien angesiedelt sind. In der Tat sind die Früchte dieser Bemühungen nicht zu übersehen. Ein gut Teil der Ruhrgebietsbevölkerung wohnt heute schon in Wohnungen, die unseren modernen Anschauungen von Wohnungskultur voll entsprechen. Diese Häuser und Wohnungen halten jeden Vergleich aus mit modernen Siedlungen, die man in anderen Gegenden antrifft. Angesichts der größeren Schwierigkeiten, die hier, beispielsweise in der Frage der Baulandbeschaffung, zu überwinden sind, ist die geleistete Arbeit vorbildlich.

Auch im übrigen haben sich die Ruhrgebietsstädte im Zusammenhang mit der Beseitigung der Kriegszerstörungen gewaltig zu ihrem Vorteil verändert. Die engen Straßen vergangener Zeiten, die auf unvergleichlich kleinere Bevöl-





kerungszahlen zugeschnitten waren als der Bevölkerung der Städte entsprach, sind verschwunden. Ihre neuen Abmessungen sind großstädtischen Bedürfnissen angepaßt, repräsentative öffentliche Verwaltungsgebäude sind entstanden, moderne vielstöckige Geschäftshäuser wetteifern mit ihnen an Schönheit und Zweckmäßigkeit. Theater, Museen und Volksbildungsanstalten mit einladenden Fassaden und Innenräumen geben einen Eindruck von dem ernstesten Willen, auch den kulturpolitischen Aufgaben gerecht zu werden.

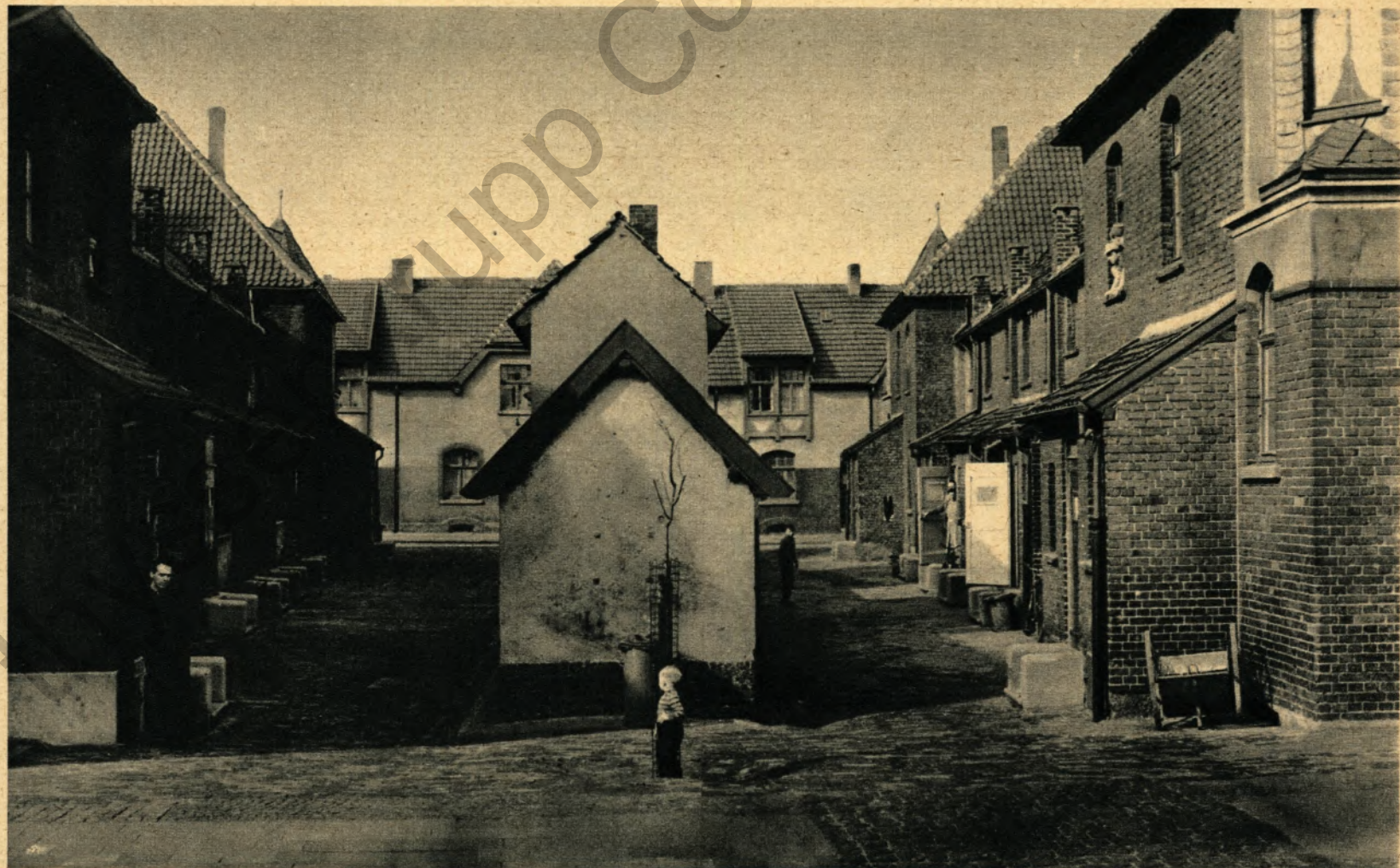
Bilder von nie gesehener Eindringlichkeit

Von alledem nimmt das Werk von Böll/Chargesheimer keinerlei Notiz. Soweit gelegentlich moderne Siedlungsbauten zu sehen sind, halten sie sich als Staffage im Hintergrund, eingetaucht in die Dunstglocke des Ruhrgebiets, die die Umrisse so mancher Bilder des Bandes verschwimmen läßt. Kein modernes Stadthaus wird gezeigt, keiner der großen öffentlichen Parks kommt voll zur Geltung, alles ist fortgelassen, was üblicherweise zu den bemerkenswertesten, schönen Sehenswürdigkeiten des Ruhrgebiets gezählt wird. Man kann es verstehen, daß die Oberbürgermeister und Oberstadtdirektoren der Ruhrgebietsstädte und manche Leiter großer Unternehmungen nicht gerade entzückt gewesen sind über die Auswahl der Bilder, die hier getroffen worden ist. Hier wird der Eindruck erweckt, als wenn nichts geschähe, um dem Revier einen freundlicheren Anstrich zu geben.

Chargesheimer zeigt den Menschen an der Ruhr bei seiner Arbeit, bei seinen alltäglichen Be-

schäftigungen nach des Tages Mühen, bei seinen Liebhabereien und seinen bescheidenen Sonntagsvergnügungen. Alle diese Bilder sind nicht schön im herkömmlichen Sinne. Einige, so diejenigen von der Arbeit unter Tage, sind von einer noch nie gesehenen Realistik. Andere machen uns die Grenzen der Bemühungen deutlich, die Mühsal der harten Arbeit zu vergessen: Stehbierhalle, Einkaufsbummel, Sonntagsspaziergang, Gesangsverein, Brieftaubensport, Tanzvergnügen, Fußballplatz, Pferderennen. All diesen Zerstreuungen und redlichen Bemühungen, den Inhalt des Lebens zu bereichern, haftet Schwere und eine Spur von Aussichtslosigkeit an. Es scheint den Menschen nie zu gelingen, vollständig in jene Bereiche vorzustößen, in denen Frohsinn, Sorglosigkeit und volle Übereinstimmung mit dem persönlichen Schicksal herrschen. Es ist so, als wenn sie mit einem Teil ihres Wesens, wo immer sie auch sind, mit dem gewaltigen Industriekörper verbunden bleiben, dessen faszinierende Züge in einigen Industrie- und Landschaftsbildern treffend herausgestellt werden. Der Charakter der Bevölkerung, der sich in mitunter düsteren, unterbelichteten Aufnahmen darbietet, steckt nichtsdestoweniger voller liebenswerter Eigenschaften: die Menschen sind einfach, herzlich, zuverlässig und hilfsbereit, mit ausgesprochener Neigung zu bürgerlicher Behaglichkeit und ab-

▼ Ein typisches Bild aus dem unstrittenen Bildband „Im Ruhrgebiet“ von Böll/Chargesheimer: eine Siedlung, wie sie häufig im vorigen Jahrhundert - und nicht nur im Ruhrgebiet - entstanden ist, mit Ställen im Hof, in denen der Bergmann jener Zeit meist ein paar Schweine hielt





Eigentümlichkeiten des Reviers aufgespürt und wiedergegeben worden sind. Das schmälert keineswegs das Verdienst all der Männer, die sich tagein tagaus darum bemühen, dem „Kohlenpott“ ein nach ästhetischen Begriffen schöneres Aussehen zu geben und durch Schaffung besserer Erholungsmöglichkeiten sowie durch Förderung des kulturellen Lebens die Lebensfreude seiner Bewohner zu heben. Wahrscheinlich wird es nie ganz gelingen, dem Ruhrgebiet die härtere Note zu nehmen, die es von so manchen anderen Industrierevieren abhebt. Die Arbeit hier wird immer um einige Grade beschwerlicher sein. In der Eisen- und Stahlgewinnung kommt man zwar immer mehr zu automatischen, sauberen Produktionsprozessen, und auch die Entstaubung der Luft ist kein unlösbares Problem mehr. Aber die Arbeit im Bergbau unter Tage wird vermutlich ihre Schwere, ihre Gefahren und auch ihren Schmutz nicht ganz verlieren können.

◀ Fast jede Stadt im Revier verfügt über weite Parks, denen die Liebe des Ruhrgebietmenschen gehört. Der Bergmann oder Hüttenarbeiter hat nie aufgehört, die Natur zu lieben und die Bindung zu ihr zu pflegen: ungezählte Kleingärten zeugen von dieser Liebe. Und auch dieses Bild von Chargesheimer, das durch den gewählten Ausschnitt so trostlos wirkt, beweist im Grunde das stete und oft rührende Bemühen, auch auf dem kleinsten Fleckchen Erde eine Blume blühen zu lassen

▼ Altenessen gehört wohl zum industriereichsten Kerngebiet des Ruhrgebiets, und doch ist dieses Pestalozzidorf der Altenessener Bergwerks AG mit seinen freundlichen, von viel Grün umgebenen Zweifamilienhäusern keine Ausnahme

hold allen snobistischen Gewohnheiten. Man kann sich der Wirkung dieser Bilder nicht entziehen, wenn man dieses Land und seine Menschen kennt und liebt. Das Ruhrgebiet hat seine eigene, herbe, auf besondere Art anrührende Schönheit, die nicht ihresgleichen hat. Man kann es nachempfinden, wenn die junge Frau im Text Heinrich Bölls, die mit ihrem Mann im kleinen Auto vom Urlaub aus Italien zurückkommt, an der Ruhrbrücke bei Duisburg anhält, um sich, die Industrieluft einatmend, mit einem Gefühl tiefer Freude zu vergewissern, daß sie wirklich wieder zu Hause ist. Auch wir wollen über den vielen Verschönerungen, um die wir uns bemühen, nicht vergessen, daß auch das andere, was uns Böll und Chargesheimer zeigen, zum Ruhrgebiet gehört, und wir sollten uns dessen nicht schämen.

Ist Einseitigkeit ein Vorwurf?

Man mag den beiden Künstlern vorwerfen, daß sie uns ein einseitiges Bild vom Ruhrgebiet gegeben hätten. Das läßt sich nicht bestreiten. Aber da sie das Besondere darstellen wollten, das dieses Gebiet von anderen Industrierevieren unterscheidet, da sie Dinge zeigen wollten, die man anderswo nicht findet, lag die Einseitigkeit der Bildauswahl in gewissem Grade in der Themenstellung begründet. Deshalb treten die düsteren Striche bei dem Gesamteindruck so stark hervor. Aber es hat wenig Sinn, die Tatsache zu leugnen, daß sehr charakteristische



Ruhrgebiet – Stiefkind der Politik

Es ist jedoch nicht nur der besondere Charakter der Arbeit, der dem Ruhrgebiet den Stempel aufdrückt. Heinrich Böll hat richtig empfunden, daß noch etwas anderes dahinterstecken müsse. Geld und Macht sind die Kräfte, die er zur Erklärung heranzieht. Aber in diesem Punkt irrt er sich. Mit einfachen Erzeugnissen wie Kohle und Stahl ist heutzutage nicht mehr viel zu verdienen. Die modernen Industrien der Fertigwaren, die sich in neuerer Zeit so gewaltig ausgedehnt haben – sie liegen außerhalb des Ruhrgebiets –, bieten ungleich bessere Gewinnchancen. Dementsprechend hat sich auch das, was man mit wirtschaftlicher Macht bezeichnen kann, zunehmend auf diese Industrien verlagert; dafür fehlt es nicht an Beispielen. Mit den Begriffen Geld und Macht ist das Phänomen Ruhr nicht zu erklären; wenn man es versucht, gerät man nur auf romantische Abwege. Die Realität ist ganz anders. Die tiefste Ursache für jene eigentümlichen Erscheinungen, die Böll/Chargesheimer ihre Rätsel aufgegeben haben, liegt in der besonderen Behandlung, die das Ruhrgebiet innerhalb Deutschlands als Objekt der Politik erfährt. Es wird, um es auf eine kurze Formel zu bringen, vom übrigen Deutschland unter vorwiegend kommerziellen, dazu noch falschen kommerziellen Aspekten gesehen und dementsprechend behandelt. Es ist in der letzten Generation ein Stiefkind der Politik gewesen und immer benachteiligt worden.

Um erschöpfend darzulegen, was das bedeutet, müßte man sämtliche Zweige staatlicher Tätigkeit untersuchen. Greift man irgendeinen heraus, so trifft man nicht selten auf die Tatsache, daß eine ausgesprochene Scheu bestanden hat, unseren Bezirk frühzeitig und vollständig mit jenen Einrichtungen auszustatten, die zum selbstverständlichen Inventar eines so großen und dicht besiedelten Gebiets gehören.

Für sechs Millionen Menschen keine Universität oder Hochschule

Hierfür ein Beispiel: Als einziges deutsches Gebiet mit einer Bevölkerungszahl von über sechs Millionen besitzt das Revier weder eine Universität noch eine Technische Hochschule, obwohl es sich seit Jahrzehnten darum bemüht. Jeder, der die eifrige Benutzung der Volksbildungseinrichtungen beobachtet, erkennt, wie groß der Bildungshunger der Bevölkerung ist. Nicht nur aus kulturpolitischen, sondern auch aus wirtschaftlichen Gründen müßte dieses Versäumnis baldigst nachgeholt werden. Zahllose talentierte junge Leute, denen die Mittel fehlen, um eine weit entfernte Hochschule zu besuchen, kommen nicht zur vollen Entfaltung ihrer Fähigkeiten, zu ihrem eigenen Schaden, aber auch zum Nachteil unserer gesamten Wirtschaft. Es läßt sich auch kaum bezweifeln, daß die technisch-wirtschaftliche Entwicklung der Ruhrgebietsindustrien von Hochschuleinrichtungen, die in unmittelbarer Nähe liegen, günstig beeinflusst werden würde. Trotz alledem ist die Errichtung von Hochschulen im Revier bis heute eine offene Frage geblieben. – Ein anderes Beispiel: Vorzügliche Nahverkehrsverbindungen könnten die Zirkulation der Bevölkerung innerhalb des Reviers wesentlich fördern, was aus den verschiedensten Gründen vorteil-



▲ Auch in diese Wohnsiedlung in Hagen-Vorhalle, in der Belegschaftsmitglieder der Schmiedag wohnen, ist wie in tausend andere Siedlungen des Ruhrgebiets das Grün miteinbezogen. Nirgendwo werden heute die Spielplätze vergessen, auf denen die Kinder geschützt und abseits vom Verkehr spielen können

▼ „Viadukt (Ruhrort)“ ist dieses Chargesheimer-Bild benannt, das in dem unerträglichen Gegenüber spielender Kinder und erstickender, lebloser Betonpfeiler ungemein eindrucksvoll ist, den unbefangenen Beschauer aber allzu leicht zu dem Schluß verführt, daß die Spielplätze der Ruhrgebietkinder so oder so ähnlich aussehen



haft wäre. Jahrzehntlang hat man sich schon darum bemüht, sie zu schaffen, aber erst jetzt ist damit begonnen worden, die Eisenbahn zu elektrifizieren, obwohl infolge des dichten Verkehrs gerade hier immer die großen Über-

schüsse entstanden sind, die dann zu Investitionen in anderen Gebieten verwandt wurden. Auch der Ausbau eines rationellen, dem großen interlokalen Verkehr angepaßten Straßennetzes hat viel zu lange auf sich warten lassen.

Am verhängnisvollsten hat es sich aber ausgewirkt, daß dem Revier lange Jahre auferlegt wurde, seine Hauptprodukte, Kohle und Eisen, zu obrigkeitlich festgesetzten, gedrückten Preisen nach außen abzugeben, während es die Verbrauchsgüter, die es selbst zum Leben benötigte und nicht im eigenen Raum herstellte, zu vollen Marktpreisen von außen beziehen mußte. Es ist ein anerkanntes Ziel moderner Kolonialpolitik, die terms of trade, die Austauschbedingungen der überseeischen Rohstoffgebiete, zu verbessern, damit sie einen höheren Stand der Entwicklung erreichen können. Im innerdeutschen Verkehr mit dem Ruhrgebiet hat man gerade den umgekehrten Weg eingeschlagen. Man hat sich nicht damit begnügt, die selbstverständlichen Vorteile wahrzunehmen, die die Verfügung über das bedeutendste europäische Rohstoffvorkommen bietet, man wollte darüber hinaus diese Rohstoffe auch unter ihrem Preis haben. Kurzum: Das Ruhrgebiet wurde gezwungen, mehr zu geben, als es eigentlich geben konnte, mehr zu geben, als es in Form von Gegenleistungen seiner Abnehmergebiete zurückerhielt. Heute erleben wir es, daß die Preispolitik der vergangenen Jahre den Kohlenbergbau in eine schwere Krise geworfen hat. Auch die Flaute der Eisen- und Stahlindustrie beruht zum Teil auf ähnlichen Ursachen. Dies alles ist gewiß nicht aus bösem Willen geschehen, sondern aus Gedankenlosigkeit und mangelnder Einsicht in die Zusammenhänge.

Für eine Belebung des Pioniergeistes

Vieles spricht dafür, daß das Ruhrgebiet anders aussähe, wenn es nicht in so vieler Hinsicht eine diskriminierende Behandlung erfahren hätte. Manch unerfülltes Leben, manch abgebrochener Bildungsgang, manch schwere Enttäuschung und manch sorgenvoller und harter Zug in den Gesichtern der Menschen mag sich letzten Endes hieraus erklären. Das sollte alle, die außerhalb des Reviers leben, nachdenklich stimmen. Die augenblicklichen Schwierigkeiten bei



Kohle und Eisen und ihre Folgen zeigen, daß das, was hier geschieht, zwangsläufig auch auf andere Gebiete und auf unser gesamtes öffentliches Leben ausstrahlt. Wir selbst, die wir zum Revier gehören und am eigenen Leibe spüren, was uns zu Unrecht vorenthalten wird, sollten eine konstruktive Opposition bilden gegen die Methoden, die dem Ruhrgebiet gegenüber angewandt werden. Was uns not tut, ist eine Wiederbelebung des Pioniergeistes aus den Anfangszeiten des Reviers, der es nicht zuließe, daß dieses Gebiet zweitrangig behandelt wird. Wir sollten alles tun, um das übrige Deutsch-

▲ *Tätig mitgeholfen haben die zukünftigen Bewohner, als diese Bergmannssiedlung in Gladbeck entstand - ein Bild von Hans Grempel aus „Wohnstätten an Rhein und Ruhr“, ein Bild, das sich im Ruhrgebiet ungezählte Male wiederholen ließe*

land dazu zu bringen, seine Einstellung gegenüber unserem Gebiet zu ändern und es davon überzeugen, daß es sich ins eigene Fleisch schneidet, wenn es das nicht tut. In einem Staatsgebilde müssen alle Teile gleich behandelt werden, wenn nicht das Ganze Schaden leiden soll.

Wenn die beiden Werke, die hier besprochen worden sind, dazu beitragen, daß mehr Menschen als bisher sich über das Phänomen Ruhr Gedanken machen, und wenn sie ihnen zeigen, wie das Revier aussieht und wie es aussehen könnte, dann erfüllen beide, jedes auf seine Art, eine wichtige Aufgabe.



◀ *„Mittagsschicht“. Wer im Revier hat dieses Bild (von Chargesheimer ausgezeichnet getroffen) noch nicht gesehen, wenn zur Schichtzeit ein Strom von Bergleuten durch die Zechentore quillt und die Straße zwanzig Minuten lang beherrscht?*



Die Handschrift des Künstlers

Die Kunstausstellung der Ruhrfestspiele ist in diesem Jahr wohl eine der schönsten Ausstellungen, die man seit Jahren in Deutschland sah. Es ist die zehnte, die die Ruhrfestspiele in Recklinghausen begleitet – wie alle vorhergegangenen ungewöhnlich im Thema und ungewöhnlich in der Kostbarkeit des Gebotenen. Von Albrecht Altdorfer bis Antoine Watteau zeigt jedes einzelne der 331 Ausstellungsstücke ein auserlesenes Beispiel für die Handschrift der bedeutendsten Künstler der vergangenen fünfhundert Jahre. Den Sinn dieser Ausstellung umschrieb der Festredner Hans Jaffé mit einem einfachen, aber eindringlichen Bild: „Die Ausstellung will zeigen, daß in dem großen Gewebe der Stilgeschichte jeder Faden eine eigene Färbung hat.“

Der deutsche Maler und Zeichner Ludwig Richter schildert in seinen Lebenserinnerungen, wie er als junger Mensch, zusammen mit drei Kameraden, in Italien einen bestimmten Landschaftsausschnitt malte. Die vier hatten verabredet, keinen Deut von der Natur abzuweichen und nach besten Kräften nur das im Bilde festzuhalten, was sie vor sich sahen. Obwohl nun jeder der vier sich an die Absprache hielt, ergaben sich doch nachher sehr verschiedene Bilder dieser Landschaft, so voneinander verschieden, wie es die Wesensarten der Beteiligten waren. Man wird das Ergebnis dieses Experiments ohne großes Staunen zur Kenntnis nehmen, sieht man doch schnell ein, daß nur vier photographische Kameras – Maschinen also – imstande

wären, ein gleiches Abbild der Wirklichkeit zu liefern, nicht aber vier Menschen und Künstler. Was in der Zuspitzung des geschilderten Experiments deutlich wird, ist – in breiter und vielfältiger Ausdehnung – Gegenstand der diesjährigen Kunstausstellung der Ruhrfestspiele. Sie steht unter dem Thema „Die Handschrift des Künstlers“. Dabei wird unter „Handschrift“ etwas anderes verstanden als die

▲ Das kraftvolle Werk des ostpreußischen Malers Louis Corinth (1858–1925) ist im Vorjahr zur Erinnerung an seinen hundertsten Geburtstag häufig gewürdigt worden. Auch in unserem Aquarell Walchensee spürt man die Lebensfülle, Bewegtheit und Ursprünglichkeit seiner Bilder



◀ Zu den 331 Ausstellungsstücken der diesjährigen Ruhrfestspiel-Kunstausstellung gehörte auch dieses Jünglingsbildnis von Albrecht Dürer (1471–1528)

Schriftzüge etwa Leonardo da Vincis. „Handschrift“ meint hier in übertragenem Sinn die Weise, wie der Künstler – der Maler, Zeichner, Bildhauer – die Wirklichkeit mit seinen Augen sieht und wie er sich dieser Wirklichkeit mit Pinsel, Zeichenstift und Meißel bemächtigt. Es soll also, ganz im Sinne des von Richter geschilderten Experiments, auf die mannigfache Verschiedenheit der Künstlerpersönlichkeiten aufmerksam gemacht werden, und es soll deutlich werden, wie jeder von ihnen seine eigenartige, unverwechselbare „Sprache“ und „Handschrift“ zur künstlerischen Gestaltung der Wirklichkeit besaß.

Dies bedarf aber einer Einschränkung. Sicherlich findet man – bei genügender Aufmerksamkeit – in jedem Kunstwerk die „Handschrift“ seines Urhebers, den persönlichen Stil, der dieses Werk von allen andern unterscheidet. Aber will

man die Eigenart, den Charakter einer künstlerischen „Handschrift“ aufzeigen, so greift man am besten zu Entwürfen und Skizzen, Zeichnungen und Aquarellen; Werken also, die mehr oder weniger der Augenblick entstehen ließ, die sich nicht lange mit der Ausführung von Einzelheiten aufhalten, die das Wesentliche eines Menschen, einer Landschaft, einer Szene in wenigen Strichen, Zeichen und Farbflächen zusammenraffen. Sie zeigen in ihrer Unmittelbarkeit und Frische meist deutlicher als das „fertige“ Gemälde, wie der Künstler vor die Natur tritt, wie er ein Ding der Außenwelt überträgt in seine künstlerische Sprache. In ihnen findet die unmittelbare und lebendigste Auseinandersetzung und Wechselbeziehung zwischen Künstler und Natur statt.

Der Begriff „Handschrift“ ist in diesem Sinne sehr treffend. In der Begegnung mit der äußere-

ren Wirklichkeit „notiert“ der Künstler. So wie wir etwas für uns Wichtiges vermerken, so schreibt der Künstler das ihm Wesentliche an Gesehenem oder Erdachtem mit Pinsel oder Zeichenstift nieder. Es gibt viele Spielarten dieser künstlerischen „Notizen“, sie reichen vom rasch hingeworfenen abkürzenden „Stenogramm“ bis zu bedächtiger Ausführlichkeit, immer aber liegt über ihnen die Frische und Unmittelbarkeit der persönlichen „Handschrift“, der gleiche Reiz, den die natürlichen Schriftzüge eines Menschen in ihrer Ursprünglichkeit und Lebendigkeit dessen noch so vollendeter Handschrift voraushaben.

Dies alles jenseits von jeder Wertung. Einmal muß man sich hüten, eine Zeichnung, einen Entwurf geringer zu achten als das „fertige“ Werk. Jedes Kunstwerk, ob kleine Zeichnung oder Monumentalgemälde, ist sich selbst genug, sein Wert als Kunstwerk ist unabhängig vom Format und dem Aufwand der Mittel, der künstlerische Rang jedes einzelnen Werkes bestimmt sich allein nach Gesetzen und Maßstäben, die nur in dem einzelnen Werk selbst liegen. Ein zeichnerischer Entwurf, eine „Notiz“, ist nicht deshalb ein minderes Kunstwerk, weil sie „nur“ ein Entwurf ist. Oft ist es gerade umgekehrt: die Mehrzahl der großen Gemälde des Rubens ist seinen kleinen Skizzen deutlich unterlegen.

Recht verstanden, soll hier nur – und das ist schon viel – in einer überschaubaren Zahl von Beispielen der hohe Reiz, der der unmittelbaren künstlerischen „Handschrift“ innewohnt, aufgespürt werden, sollen sich in diesen „Handschriften“ der unerhörte Reichtum, die Vieltätigkeit und Gegensätzlichkeit der Geister und Temperamente in der nachmittelalterlichen Kunst spiegeln.

Albrecht Dürer (1471–1528)

Nicht zufällig ist eine Dürer-Zeichnung an den Anfang gestellt. Sieht man von Italien ab, das am Ausgang des Mittelalters eine besondere Stellung einnahm, so ist erst mit Albrecht Dürer von einer ausgeprägten persönlichen Künstler-Handschrift zu sprechen. Die mittelalterliche Kunst bot ihren Meistern kaum Gelegenheit, ihre persönliche „Handschrift“ zu entfalten: Themen und Formen, das Was und das Wie mittelalterlicher Kunstwerke waren durch Jahrhunderte überliefert. Wer etwa eine bestimmte biblische Begebenheit zu malen unternahm, fühlte sich an die überkommenen Darstellungen dieses Gegenstandes gebunden. Das mittelalterliche Kunstwerk wollte nicht Spiegel der einzelnen Künstlerpersönlichkeit sein, sondern hatte die Aufgabe, in „objektiven“, überlieferten, kaum sich verändernden Formen die kirchlichen Heils-Wahrheiten anschaulich zu machen.

Mit seiner Kunst tritt Dürer aus diesem Kreis. Ihm genügt es nicht, aus der Vergangenheit zu übernehmen. Mit dem Zeichenstift macht er sich an die Erscheinungen der Außenwelt, jedes Ding wird neu erobert, gewinnt neue lebendige, natürliche Gestalt in der klaren Zeichensprache des Nürnberger Meisters. Zweierlei macht sich



▲ Will man die Eigenart einer künstlerischen „Handschrift“ aufzeigen, so greift man am besten zu Entwürfen, Skizzen und Aquarellen – Werken also, die mehr oder weniger der Augenblick entstehen läßt – wie diese Zeichnung einer Baumgruppe von Rembrandt (1606–1669)

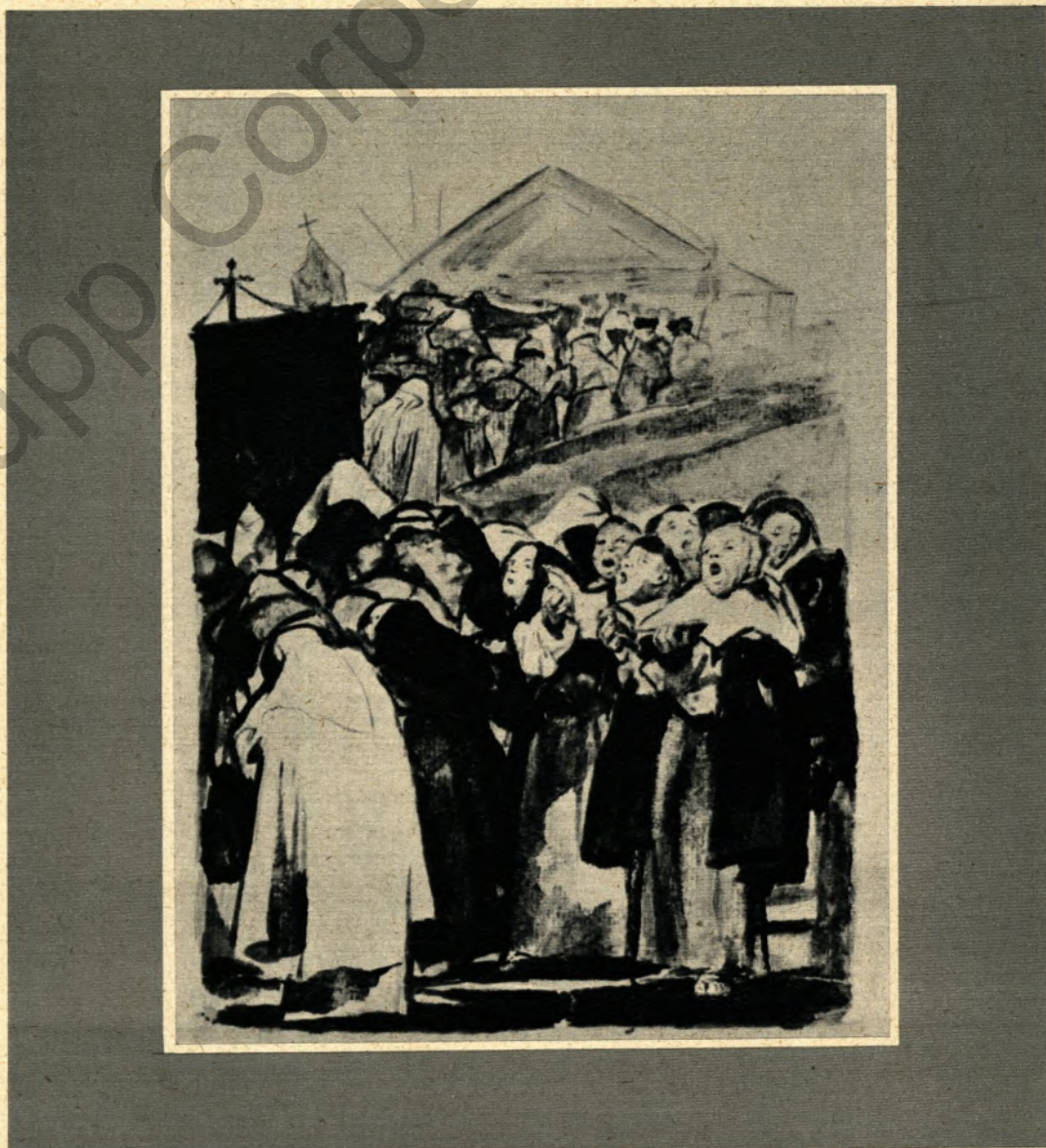
► Der Spanier Francisco de Goya (1746–1828) steht mit seiner Kunst an der Zeitenwende, die die Französische Revolution von 1789 kennzeichnet. An seinen oft schonungslos-kritischen Blättern fasziniert die Verteilung der hellen und dunklen Flächen, deren abgestufte Tonwerte das Wesen und den Reiz seiner „Handschrift“ ausmachen

Dürer zur künstlerischen Aufgabe. Einmal: die Gesetzmäßigkeiten in den Erscheinungen der Dinge, etwa des menschlichen Körpers aufzuspüren, die äußere Welt erkennend, erforschend, ordnend zu durchdringen und so die eindeutige und klar bestimmte Form in der „Niederschrift“ zu gewinnen. Zum andern: innerhalb der fast wissenschaftlich erkannten Ordnungen der Form den Dingen ein Höchstmaß an Lebendigkeit und Natürlichkeit zu geben. Nicht starres Schema, sondern in Ordnung und Klarheit gestaltetes Leben – das ist das „Programm“ Dürers, des Renaissance-Künstlers.

Die vorliegende Zeichnung („Jünglingsbildnis“) fügt sich aus klaren Linien, geschlossenen Formen. Alles ist deutlich, ruhig, bestimmt und klar, das Bild ist „gebaut“, „geordnet“. Doch wird man nichts Starres an dieser Gestalt finden, im Gegenteil: das Gesicht, die Augen und der Mund sind von einer fast aufdringlichen Natürlichkeit und Echtheit.

Rembrandt (1606–1669)

In Rembrandts Zeichnungen ist wohl das, was wir mit der „Handschrift“ des Künstlers meinen, am deutlichsten ausgeprägt. Die „Baum-



gruppe“ bietet ein schönes Beispiel dafür. Das Blatt ist „handschriftliche Notiz“, wie die vielen hundert Zeichnungen des großen Holländers; es hält in aller Kürze einen Anblick fest, der dem Meister auf seinen Wanderungen in der Umgebung von Amsterdam begegnete.

Doch unversehens wird aus dem flüchtigen „Notieren“ schon künstlerische Gestaltung, aus wenigen Federstrichen und Tuschflecken entsteht ein Kunstwerk. Zuerst mögen die Striche und Flecken wie zufällig und regellos hingeworfen erscheinen, doch dann bemerkt man, wie auch das kleinste „Schriftzeichen“ seinen unverrückbaren Platz hat, wie jeder Strich sitzt und trifft, mit welcher Leichtigkeit und Sicherheit die Hand des Künstlers zu Werke gegangen ist.

Man kann nur staunen vor dieser „Handschrift“: Aus Strichen und Flecken formt sich die Baumgruppe so überzeugend und wahr, daß man das Rauschen der Bäume zu hören glaubt. Was ändern mit peinlich genauem Abmalen nur halb gelingt, erreicht Rembrandt mit leichten Federstrichen. Sie umreißen die natürliche Erscheinung der Bäume, kürzen sie ab, drängen sie auf ein Minimum an Form zusammen und steigern dadurch gleichzeitig den natürlichen Anblick der Baumgruppe zu eindringlicher Lebendigkeit und Eigenart. Das ist das Geheimnis der „Handschrift“ Rembrandts mit einem Minimum an „Schriftzeichen“ alles zu sagen, den Reiz, die Poesie, das Leben eines Dinges der

Außenwelt mit dem geringsten Aufwand der Mittel „niederschreiben“ und gerade durch die abkürzende Vereinfachung der natürlichen Erscheinung das Ding zu steigern und zu konzentrieren.

Francisco de Goya (1746–1828)

Der Spanier Francisco de Goya ist eine unvergleichliche Erscheinung in der europäischen Kunst. Sein Schaffen steht in der Zeitenwende, die durch die Französische Revolution von 1789 bezeichnet wird. Goya begann als begabter anmutiger Rokoko-Maler: galante Szenen, Schäferspiele, das Hofleben des ausgehenden 18. Jahrhunderts.

Was er später malt und zeichnet, steht in krassem, unversöhnlichem Gegensatz zu seinen Anfängen. Man versucht, diesen tiefgreifenden Wandel mit einer schweren Krankheit Goyas und seiner beginnenden Taubheit zu erklären, was wohl zum Teil richtig sein mag. Aber diese Wende lag einfach in der Luft, und Goya wurde wie kein zweiter zum malenden Chronisten seiner Zeit. Mit seinen zahllosen späteren Radierungen und Zeichnungen wird Goya zum Revolutionär, zum Kritiker und bitteren Ankläger des damaligen Spaniens.

In erschütternden Blättern entlarvt er die Grausamkeiten, die Verlogenheit und Dummheit der herrschenden Gewalten. Er protestiert mit seiner Kunst gegen die Unterdrückung des freien Geistes und gegen das Elend des Volkes. Er geißelt beißend scharf mit dem Zeichenstift den verderbten Staat, die entartete Kirche, die nur noch durch Gewalt und Terror die Macht behaupten können.

Da ist die Zeichnung „Prozession“ noch vergleichsweise mild, wenn auch für unsern Ge-

schmack schonungslos genug. Die singenden Mönche und Nonnen im Vordergrund – das sind kaum mehr menschliche Gesichter, sondern böse Masken, fanatisch und dumm, die Prozession – eine düstere Ballung von Kutten und gebeugten Köpfen. Diese scharfe Satire ist gebunden an die Zeit Goyas und nur aus den damaligen Verhältnissen zu verstehen. Doch hindert uns die Zeitbedingtheit des Blattes nicht, in ihm die großartige Künstler-Handschrift Goyas zu bewundern. Was hier so fasziniert, ist die Verteilung von Hell und Dunkel über die Fläche des Blattes. Von diesen Hell-Dunkel-Kontrasten empfängt die Zeichnung ihren Reiz und ihre Wirkung. Nicht die klare und bestimmte Linie (wie etwa bei Dürer) macht das Wesen von Goyas „Schrift“ aus, sondern die hingestrichene, verschieden abgestufte Tönung der Flächen.

Hans von Marées (1837–1887)

Hans von Marées ist noch weitgehend unbekannt. Zu Unrecht steht er im Schatten von Böcklin und Menzel, darf er doch unter den deutschen Malern des 19. Jahrhunderts für den einzigen gelten, der den Titel Künstler mit vollem Recht trägt.

Der geborene Elberfelder empfing seine entscheidenden künstlerischen Impulse in Italien, wo er die meiste Zeit seines Lebens verbrachte. Sein starkes Künstlertum bewahrte Marées vor

▼ Nachdenkliche Einsamkeit und Melancholie kennzeichnen die Bilder des viel zu wenig bekannten deutschen Malers Hans von Marées (1837–1887), dessen Rötzelzeichnung „Cheiron und Achilles“ – es ist ein Motiv aus der Antike – wir hier wiedergeben

▼ Pablo Picasso (geb. 1881) schreibt ungemein viele „Handschriften“. Und doch ist ihnen allen die starke Betonung des Umrisses, der Linie gemeinsam. In dieser Zeichnung „Im Atelier“ fließen die Linien spielerisch leicht um den Maler, das Modell und die Staffelei



einer faden Nachahmung der Antike, der so viele deutsche Italienfahrer verfielen. Vielmehr führten ihn die Anschauung und Auseinandersetzung mit italienischer Kunst erst ganz zu sich selbst, vollendeten seine Bildsprache, riefen ihn zu höchsten Leistungen.

Es ist eine stille, seltsam ferne Welt, die uns in seinen Bildern begegnet: meist sind es wenige große, ruhige Figuren, die stumm unter Bäumen stehen oder sitzen. Sie sind in ihrer Idealität und Schwerelosigkeit den antiken Götter- und Menschenbildern verwandt, doch wiederum von diesen verschieden durch ihre nachdenkliche Einsamkeit und leise Melancholie. Eine raum- und zeitlose, schwermütig-schöne Traumwelt, locker gefügt aus dunklen, intensiven Farbflecken.

So gewinnt Marées in der Zeichnung die Formen und Gestalten durch locker hingesezte Strichlagen, hier gilt nicht der einzelne bestimmte „Zug“, sondern Marées „Handschrift“ bildet die Dinge durch ein mehr oder weniger dichtes Netzwerk feiner lockerer Striche.

Lovis Corinth (1858—1925)

Anlässlich seines hundertsten Geburtstages im vorigen Jahr und durch die aus diesem Anlaß veranstalteten Ausstellungen ist das kraftvolle Werk des Ostpreußen Corinth gewissermaßen wiederentdeckt worden. Es war eine überraschende Begegnung.

Eine unerhörte Kraft und Lebensfülle schlägt einem aus Corinths Bildern entgegen. Sturm und Wirbel der Farben, Tumult der Formen, ein Wirbel von Pinselstrichen. Von Feinheit und hoher Malkultur ist da kaum eine Spur. Schwere, wildbewegte „Schriftzeichen“ schlenkert er gleichsam auf die Leinwand. Nicht selten vergreift er sich, haut daneben und treibt die Zügellosigkeit und Roheit seiner Bildsprache ins fast Unerträgliche. Dann aber gelingen ihm Bilder, besonders Landschaften von großartiger Bewegtheit und einmaliger Ursprünglichkeit.

So die bekannten Walchensee-Landschaften. In zahlreichen Gemälden und Aquarellen malte Corinth See und Berge, die strahlenden Sommertage und die Mondnächte. Breit sind die Farben hingestrichen, die Einzeldinge, Bäume und Bauernhäuser, gehen auf in dem großen, starken Atem der Natur, in der ergreifenden Ursprünglichkeit, die diese Bilder durchweht. Für sie gelten in besonderem Maße die Worte des Kunsthistorikers Meier-Graefe über Corinth: „Die anderen zeigen, wie sie die Welt malen oder malen möchten, dieser malt seine Liebe zu ihr.“

Alexej von Jawlensky (1864–1941)

Jawlensky, ein malender russischer Offizier, kam 1896 nach München, wo er zusammen mit seinem Landsmann Kandinsky, mit Macke und mit Marc die Künstlervereinigung „Blauer Reiter“ gründete. Obwohl Jawlensky den größten Teil seines Lebens in Westeuropa, in Deutschland verbrachte, ist seine Kunst ganz im russischen Volkstum, in der russischen Religiosität verhaftet. Jawlenskys eigentliches Thema ist das menschliche Gesicht, jedoch nicht das individuell-bestimmte Gesicht, nicht das Porträt. Die zahllosen Köpfe, die er malt, stehen jenseits von jeder persönlichen Individualität.



Breite, wie mit dem Beil zugeschlagene Konturen, unerhört tiefe und starke Farben – die „Handschrift“ Jawlenskys – geben diesen Köpfen etwas Überpersönliches und Mystisches. Sie sind eine moderne Erneuerung der altrussischen Ikonenkunst.

Ein seltsamer Kontrast beherrscht den „Frauenkopf“: starre Maskenhaftigkeit besonders der Augen, dabei wilder und heftiger Ausdruck in den brennenden Farben, dem geöffneten Mund, dem fast gewalttätigen Umriß des Kopfes. Man spürt: das ist nicht nur eine Frau, die ruft oder atemlos ist. Irgend etwas Ursprüngliches, Geheimnisvolles, Übermenschliches liegt in diesem Kopf, im Grunde ist er ein religiöses Kunstwerk.

Pablo Picasso (geb. 1881)

Wo es um die „Handschrift“ des Künstlers geht, muß der Name Picasso fallen. Aber wo ist die „Handschrift“ Picassos? Er scheint in vielen „Handschriften“ zu schreiben, in immer anderen, höchst gegensätzlichen: heute in schwingenden, wohlklingenden Linien, morgen in harten geometrischen Figuren.

Man mag diese Wandelbarkeit beklagen oder als Reichtum der Möglichkeiten Picassos bewun-

▲ Ein Widerspruch beherrscht diesen Frauenkopf von Alexej von Jawlensky (1864–1941): er ist starr und maskenhaft, und doch besitzt er einen wilden, heftigen Ausdruck. Er ist nicht das Porträt eines einzelnen, sondern einer der vielen Versuche, das Überpersönliche im menschlichen Gesicht auf die Leinwand zu bannen

dern, sieht man aber näher hin, so kann man doch in allen anscheinenden Gegensätzlichkeiten, in dem unaufhörlichen Wechsel die eigentliche „Handschrift“ des Spaniers entdecken. Es ist der Umriß, die Linie, die sich dort versteift, in ein starres winkliges Gefüge verspannt – hier frei und gelöst, fast nachlässig und wie zufällig fließt und spielt, wie in der Zeichnung „Im Atelier“. Spielerisch leicht, gleichsam abwesend „umschreiben“ die dünnen, zarten Linien die Szene: den alten Maler, das Modell, die Staffelei. So mühelos dieses Zeichnen anmutet, so ist doch jeder Strich und Tuschfleck treffend. Nichts ist zuviel und nichts ist zuwenig. Es ist ein Spiel, nicht sonderlich ernst gemeint, lächelnd aufs Papier geworfen, in seiner Eleganz und Sicherheit ein schöner Genuß.

Fritz Endemann

Works jubilee

50

Altenessener Bergwerks-AG

17. 7. 1959 Josef Düring, Meister
Schachtanlage Fritz

Hoesch-Westfalenhütte AG

4. 7. 1959 Georg Grimmenstein, Maschinist

40

Hoesch Bergwerks-AG

2. 7. 1959 Karl Fleer, Hafenarbeiter
Fürst Leopold-Baldur

2. 7. 1959 Heinrich Gertz, Vorarbeiter
Fürst Leopold-Baldur

2. 7. 1959 Rudolf Hohenfeld, Schlosser
Kaiserstuhl Westfeld

4. 7. 1959 Ewald Nötzel, Kettenzieher
Kaiserstuhl Westfeld

9. 7. 1959 Wilhelm Jeromin, Bahnreiniger
Kaiserstuhl Ostfeld

11. 7. 1959 Heinrich Güttler, Hauer
Kaiserstuhl Westfeld

24. 7. 1959 Adolf Burzlaff, Brückenkontrolleur
Kaiserstuhl Ostfeld

Altenessener Bergwerks-AG

1. 7. 1959 Paul Sonnenschein, Markenhilfs-
meister
Schachtanlage Fritz

3. 7. 1959 Heinrich Schröer, Ausbauhelfer
Schachtanlage Radbod

6. 7. 1959 Hugo Birkendahl, Tagesarbeiter
Schachtanlage Fritz

11. 7. 1959 Melchior Dahmen, Tagesarbeiter
Schachtanlage Radbod

14. 7. 1959 Willi Martin, Tagesarbeiter
Schachtanlage Radbod

15. 7. 1959 Anton Knebel, Hauer
Schachtanlage Fritz

21. 7. 1959 Vinzenz Streicher, Zimmerhauer
Schachtanlage Radbod

23. 7. 1959 Friedrich Villwock, Bahnreiniger
Schachtanlage Emscher

Hoesch-Westfalenhütte AG

2. 7. 1959 Otto Lanzke, Vorarbeiter

3. 7. 1959 Heinrich Graf, kaufm. Angestellter

5. 7. 1959 Franz Otterstein, II. Richter

7. 7. 1959 Erwin Buchwald, Maschinist

9. 7. 1959 Rudolf Sternemann, Meister

12. 7. 1959 Wilhelm Rehpöhl, Werkmeister

16. 7. 1959 Franz Bohr, Schleifer

16. 7. 1959 Wilhelm Danelsing, Schleifer

21. 7. 1959 Max Albrecht, Pfannenjäger

24. 7. 1959 Ernst Grabowski, Kranführer

26. 7. 1959 Ferdinand Schäffer, Schlosser

29. 7. 1959 Emil Rybak, II. Blockwalzer

30. 7. 1959 Wilhelm Drehsen, Vorarbeiter

Hoesch Walzwerke AG

16. 7. 1959 Hermann Sassmannshausen,
Einbinder

22. 7. 1959 Wilhelm Klinge, Werkzeugausgeber

25. 7. 1959 Josef Stratmann, Schlosser

Trierer Walzwerk AG

17. 7. 1959 Josef Roth, Metalldreher
Werk Trier

Hoesch Rohrwerke AG

4. 7. 1959 Georg Neumann, Kalkulator

25

Hoesch Bergwerks-AG

2. 7. 1959 Willi Schäfer, Holzmeister
Fürst Leopold-Baldur

12. 7. 1959 Karl Patschinsky, Hauer
Fürst Leopold-Baldur

14. 7. 1959 Hans Köhn, Schlosser
Kaiserstuhl Westfeld

19. 7. 1959 Emil Olschewski, Bahnreiniger
Kaiserstuhl Ostfeld

27. 7. 1959 Heinrich Wissing, Hauer
Fürst Leopold-Baldur

Altenessener Bergwerks-AG

1. 7. 1959 Ernst Schneider, Bahnreiniger
Schachtanlage Emil

2. 7. 1959 Josef Adämmer, Holzarbeiter
Schachtanlage Radbod

2. 7. 1959 Paul Bachmann, Fördermaschinist
Schachtanlage Fritz

2. 7. 1959 Leo Cielecki, Hilfsarbeiter
Schachtanlage Radbod

2. 7. 1959 Anton Kemper, Schreiner
Schachtanlage Radbod

2. 7. 1959 Bernhard Kopyczinski, Reviersteiger
Schachtanlage Fritz

2. 7. 1959 Anton Kruse, Holzmeister
Schachtanlage Radbod

2. 7. 1959 Franz Reimann, Hauer
Schachtanlage Radbod

2. 7. 1959 Anton Schleimer, Schreiner
Schachtanlage Radbod

2. 7. 1959 Heinrich Schvienheer, Holzarbeiter
Schachtanlage Radbod

9. 7. 1959 Hermann Schreier, Pfortner
Kokerei Emil

13. 7. 1959 Wilhelm Schafeld, Schlosser
Schachtanlage Fritz

17. 7. 1959 August Plinke, Maurer
Schachtanlage Radbod

18. 7. 1959 Otto Perrey, Kraftfahrer
Schachtanlage Fritz

19. 7. 1959 Karl Wedde, Schweißer
Schachtanlage Emil

21. 7. 1959 Karl Dreier, Maurer
Schachtanlage Radbod

26. 7. 1959 Hugo Hagenbruch, Tagesarbeiter
Schachtanlage Fritz

Hoesch-Westfalenhütte AG

13. 7. 1959 Anton Fetzke, Maschinist

17. 7. 1959 Paul Murche, Schlosser

17. 7. 1959 Max Zur, Betriebsingenieur

19. 7. 1959 Otto Kirchhoff, Granulierer

24. 7. 1959 Martin Kutschka, Magazinverwalter

Hoesch Walzwerke AG

1. 7. 1959 Wilhelm Renzing, Abteilungsleiter

4. 7. 1959 Paul Berkenhoff, Pfortner

7. 7. 1959 Hans-Werner Solbach,
techn. Betr.-Angest.

16. 7. 1959 Heinrich Fless, Kraftfahrer

19. 7. 1959 Heinrich Lübbenjans, Maschinist

Schmiedag AG

23. 6. 1959 Josef Grewe, Hilfsarbeiter
Werk Lange

6. 7. 1959 Wilhelm Koch, Lohnbuchhalter
Werk Grüntal

13. 7. 1959 Heinrich vom Hofe, Hilfsarbeiter
Werk Grüntal

13. 7. 1959 Gustav Husemann, Schmied
Werk Grüntal

Maschinenfabrik Deutschland AG

31. 7. 1959 Heinrich Schildmann, Schlosser

Hoesch Rohrwerke AG

1. 7. 1959 Willy Schubert, Vorstandsmitglied

Hoesch Reederei und Kohlen- handel GmbH

1. 7. 1959 Wilhelm Harding, Werftdirektor
Schiffswerft und Maschinenfabrik
Mainz-Gustavsburg GmbH

1. 7. 1959 Wilhelm Kleemaier, Handlungs-
bevollmächtigter

1. 7. 1959 Kurt Schwarz, Handlungsbevollm.
Zentrale

Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH

9. 7. 1959 Josef Simon, Grubenarbeiter



Foto-Wettbewerb

Bild nebenstehend:
Ferienidyll in Tamarin an der spanischen
Costa brava
Herta Klemz, Hoesch Bergwerks-AG

Bild Mitte links:
Blick ins Zillertal
Karl-Heinz Bulasch, Hoesch Bergwerks-AG

Bild Mitte rechts:
Gondeln in Venedig
Heinz Baumann, Hoesch-Westfalenhütte AG

Bild unten links:
Finnenhafen in Stockholm
Reinhilde Brassel, Hoesch AG

Bild unten rechts:
Gasse in Neapel
Josef Graben, Hoesch Eisenhandel mbH



